

BLÄTTER DER RILKE-GESELLSCHAFT

BLÄTTER DER RILKE-GESELLSCHAFT

Band 38 (2026)

Von Prag nach Europa I Rilkes späteste deutschsprachige Lyrik

Im Auftrag der Rilke-Gesellschaft
herausgegeben von
Torsten Hoffmann,
Maira Paleari und Erich Unglaub



WALLSTEIN VERLAG

Zuschriften an die Redaktion:
Dr. Kevin Kempke
Universität Stuttgart
Institut für Literaturwissenschaft
Neuere Deutsche Literatur II
Keplerstraße 17
70174 Stuttgart
E-Mail: kevin.kempke@ilw.uni-stuttgart.de

© Wallstein Verlag, Göttingen 2026

Wallstein Verlag GmbH
Geiststraße 11
37073 Göttingen
info@wallstein-verlag.de
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck und Verarbeitung: Elanders Waiblingen GmbH
Anton-Schmidt-Straße 15, 71332 Waiblingen

ISBN 978-3-8353-6202-4

Inhalt

Vorbemerkung	9
------------------------	---

Von Prag nach Europa

Torsten Hoffmann • Moira Paleari: Rilkes europäische Autorschaft. Einführung in die Beiträge zur Tagung ›Von Prag nach Europa‹	13
Karl Ove Knausgård: Rilke und ich. Festrede zur Eröffnung der Rilke-Tagung in Prag vom 17. September 2025	20
Carolina B. Garcia-Estévez: »Sie haben sich sicher eine Stufe in den Himmel gebaut«. Prag und die europäischen Horizonte in Rilkes Gedichtband <i>Larenopfer</i>	30
Erich Unglaub: Rilkes Prager Begegnungen mit der europäischen Malerei . . .	42
Ulrich von Bülow: Neue Dokumente zu Rilkes philosophischen Studien . . .	63
Jakob Grummet: Die Angst in den <i>Duineser Elegien</i> im Lichte von Søren Kierkegaards Angstkonzeption. Überlegungen zu Rilkes Kierkegaard-Rezeption	76
Emilia Di Rocco: Rilke and Dante, a Lifelong Passion: Imitation and Transformation	84
Torsten Hoffmann • Manfred Koch: Rilke, ein »Salonfaschist«? Zur Debatte um Rilke, Mussolini und den italienischen Faschismus	98
Štěpán Zbytovský: Streitfall Rilke. Zur böhmischen Debatte um die Nationalität von Rilkes Schreiben	128
Lucie Merhautová: Leise Stimme, slawische Melodie, Brennpunkt und Heimat. Zur Rezeption Rilkes in der tschechischen Literatur.	149
Kerstin Bitar: Wege und Wandlungen. Rilkes Reisen durch Europa	168
Tillmann Heise: »unwillkürlich irgendwie bekenntnishaft«. Rilke und die Zeitschrift <i>Europäische Revue</i>	181
Antje Büssgen: Rilke und die Idee eines politisch geeinten Europas – Discours à la nation européenne oder Die moralische Entgiftung Europas? . . .	193
Rüdiger Görner: Rilkes europäische Zeugenschaft	209

Rilkes späteste deutschsprachige Lyrik

Manfred Koch: »Das Tötliche hat immer mitgedichtet: / nur darum war der Sang so unerhört«. Zu Rilkes deutschsprachigen Gedichten der Jahre 1922–1926.	221
Charlie Louth: Rilkes späte deutsche Naturlyrik	235
Katrin Kohl: »Rings um dein rankendes Sehnen / bin ich selbst in Gefahr.« Befreiende Genese dreier Rilke-Gedichte aus dem Jahr 1924	246
Frauke Fitzner: Hören lernen. Musik in den späten Gedichten Rilkes	257

Beiträge

Martina Stecker: Zur Erschließung des Rilke-Archivs Gernsbach (RAG) im Deutschen Literaturarchiv Marbach	271
Christoph König: Zur neuen Historisch-kritischen Ausgabe der »Werke« (W) Rilkes	285
Eric Lecler: L’animal hypertextuel: la zoopoétique mystique de la VIIIe des <i>Élégies de Duino</i> de Rilke	305
Gerhard Fasolt: »Es muss in Meran herrlich sein«. Rilkes Beziehungen zur Südtiroler Kurstadt	318
Torsten Hoffmann: Spiegelszenen. Rilkes Blick auf Paula Modersohn-Becker	328
Norbert Hummelt: »Aber ist das wahr?« Rilke lesen mit Guardini	354
Curdin Ebnetter: Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Texte von Augenzeugen. Einige Addenda und Corrigenda zum Kommentar	368

Dokumentation

Benjamin Krutzky: Überlieferte Dokumente zur Verbindung Rilkes mit zwei Geschwistern von Nordeck zur Rabenau	375
Uwe Czier: Der Briefwechsel von Rainer Maria Rilke und Ite Liebenthal	408

Gratulation

Doris Jung-Ostermann: Rede auf August Stahl zu dessen 90. Geburtstag (gehalten auf dem Rilke-Treffen 2024)	431
---	-----

Nachruf

Curdin Ebnetter: Hansgeorg Schmidt-Bergmann (1956–2025)	437
---	-----

Rezensionen

Lou Andreas-Salomé: Rainer Maria Rilke (Elvira Lauscher)	443
Melanie Garanin: Mein Freund Rilke (Maira Paleari)	445
Lisa Heise: Prosa, Erinnerungen, Briefe (Tatsuya Anke)	446
Hugo von Hofmannsthal • Rudolf Alexander Schröder: Briefwechsel 1899–1962 (Yvonne Zimmermann)	448
Manfred Koch: Rilke. Dichter der Angst/Sandra Richter: Rainer Maria Rilke oder Das offene Leben (Peter Sprengel)	451
Dieter Lamping: Rainer Maria Rilke/Rüdiger Schaper: Rainer Maria Rilke (Benjamin Krutzky)	456
Bernhard Maaz: Leo von König und Rainer Maria Rilke: Korrespondenzen, Lektüren, Reminiszenzen (Erich Unglaub)	463
Rainer Maria Rilke: Das Stunden-Buch und zugehörige Gedichte/ Rainer Maria Rilke: Die Sonette an Orpheus (Marcel Lepper)	465
Rainer Maria Rilke: Mir zur Feier (Jörg Neugebauer)	469
Rainer Maria Rilke – Charlotte Hepner: Briefwechsel 1915–1916 / Rainer Maria Rilke und Rudolf Bodländer: Briefe in schwierigen Zeiten (Anna-Dorothea Ludewig)	473
Sandra Richter • Anna Kinder: Rilke als Gärtner/Gunilla Eschenbach und Mirko Nottscheid, Sandra Richter: Rilke zeichnet (Erich Unglaub)	475
Knud Romer: Fortryllesens poetik. Et liv med Rainer Maria Rilke (Erich Unglaub)	478
Clemens J. Setz: Rainer Maria Rilke (Iris Radisch)	479
David Steindl-Rast • Alexandra Kreuzeder: Herz-Werk (Manfred Koch) . . .	481
Jan Wagner • Norbert Hummelt (Hg.): Tanzt die Orange (Alexander Honold)	483
Henrik Wivel: Vilhelm Hammershøi. Maleri som poesi (Erich Unglaub) . . .	488
Abbildungsverzeichnis	490
Über die Autorinnen und Autoren	491

Rilke, ein »Salonfaschist«?

Zur Debatte um Rilke, Mussolini
und den italienischen Faschismus

Dichterjubiläen bieten Anlass auch für kritische Nachfragen. Zu Rainer Maria Rilkes 100. Geburtstag 1975 verzichtete die FAZ auf einen »Geburtstagsartikel« und bat stattdessen – so kann man einem von Marcel Reich-Ranicki verfassten Editorial entnehmen – den Germanisten Egon Schwarz darum, »einige fragwürdige Aspekte im Werk Rilkes in bewußt einseitigen Thesen zu formulieren.«¹ Schwarz, der sich in seinem 1972 veröffentlichten Buch *Das verschluckte Schluchzen. Poesie und Politik bei Rainer Maria Rilke* als einer der vehementesten Kritiker dieses Autors profiliert hatte,² verfasste daraufhin drei Thesen, deren letzte durchaus differenziert einsetzt (»Rilke war kein Faschist. Dafür wären mehr als zwei Mussolini preisende Briefe nötig«), um dann auf die Schlusspointe zuzulaufen, nach der Rilke »symptomatisch für die konservative Revolution [sei], die den Faschismus vorbereiten half.«³ Keine der sieben ebenfalls in der FAZ abgedruckten Erwiderungen mag der von Schwarz konstatierten »Faschismusvorbereitung« zustimmen, der Lyriker Erich Fried etwa schreibt: »Vieles von dem, was er [= Egon Schwarz] Rilke vorwirft, ist gerecht, aber in dem man *beinahe* gerecht ist, kann man besonders subtil ungerecht sein.«⁴

Zu Rilkes 150. Geburtstag hat sich Hans-Peter Kunisch der Faschismusthematik erneut angenommen und ihr das Buch *Das Flimmern der Raubtierfelle. Rilke und der Faschismus* gewidmet, das 2025 im Reclam-Verlag erschien und vom FAZ-Herausgeber Jürgen Kaube zur »interessanteste[n] Publikation im Jubiläumsjahr Rilkes«⁵ geädelt wurde. Kunisch kommt zu dem Ergebnis, dass man es bei Rilke mit einem »eigentümlich gedanken- und verantwortungslosen Salonfaschisten« zu tun

1 Marcel Reich-Ranicki: Rainer Maria Rilke. Zum hundertsten Geburtstag – Drei Thesen und sieben Antworten. In: FAZ vom 29. 11. 1975, Beilage BuZ, S. 1.

2 In seinem Buch rückt Schwarz Rilke näher an den Faschismus heran als drei Jahre später in der FAZ. Schon im *Florenzer Tagebuch* finde sich »eine Verbindung zwischen ästhetischem Snobismus, antisemitischer Geistreichelei und vulgärer Gewalttätigkeit«, die sich nur »mit dem Ausdruck faschistoid hinreichend kennzeichnen« lasse (Egon Schwarz: *Das verschluckte Schluchzen. Poesie und Politik bei Rainer Maria Rilke*. Frankfurt a.M. 1972, S. 22). Beziehe man weitere Wegmarken – die Verherrlichung des zaristischen Russlands, die Kriegsaufwallung im August 1914, die Faszination für den Obskurantisten Alfred Schuler – mit ein, nehme es nicht mehr wunder, dass Rilke 1926 »fröhlich seine Übereinstimmung mit dem faschistischen Regime einschließlich aller seiner Freiheitsberaubungen und Gewalttätigkeiten verkündet« (ebd., S. 3) habe.

3 Egon Schwarz: Drei Thesen. In: FAZ vom 29. 11. 1975, Beilage BuZ, S. 1.

4 Erich Fried: Höhepunkte dichterischer Humanität: In: FAZ vom 29. 11. 1975, Beilage BuZ, S. 1.

5 Jürgen Kaube: Stets ist das Tier ein Spiegeltier. FAZ vom 29. 11. 2025, S. L 2.

habe, der in den Jahren vor seinem frühen Tod 1926 »keine Alternative zu einem Faschismus italienischer Prägung mehr« erblickte und selbst »der brutalen Gewalt eines Mussolini ›Unschuld‹ [...] zugestehen« konnte.⁶

Im Mittelpunkt des Buchs stehen die auch für Schwarz zentralen Briefe, die Rilke 1926 an die italienische Aristokratin und Antifaschistin Aurelia Gallarati-Scotti schickte, die er einige Jahre zuvor in Venedig kennengelernt hatte; das bemerkenswerte kulturelle und politische Engagement rekonstruiert zu haben, das sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Tommaso entwickelte, stellt das wichtigste Verdienst von Kunischs Buch dar (vgl. u.a. S. 91–97, 102–107). Anders als Schwarz geht Kunisch davon aus, dass Rilkes Briefe an Gallarati-Scotti nur die Spitze eines faschistischen Eisbergs seien: Rilke habe sich nach dem Ersten Weltkrieg zu einem überzeugten Faschisten und Antidemokraten entwickelt, was sich nicht nur aus Briefen, sondern auch aus literarischen Texten der 1920er Jahre (u.a. den *Sonetten an Orpheus*) herauslesen lasse. Ansätze dazu fänden sich bereits im frühen und mittleren Werk (etwa in dem berühmten Gedicht *Archaischer Torso Apollos* von 1908, dem das Zitat im Buchtitel entnommen ist).

Kunisch ist zunächst einmal darin zuzustimmen, dass es wünschenswert wäre, den im Original französischsprachigen Briefwechsel zwischen Rilke und Gallarati-Scotti wieder vollständig in deutscher Übersetzung zugänglich zu machen. Komplett ins Deutsche übersetzt wurde er bisher nur in einer US-amerikanischen Dissertation von 1978, die über den Buchhandel nicht mehr zu erwerben, digital und über Bibliotheken aber zu beziehen ist.⁷ Allerdings finden sich – von Kunisch ausgeblendet – Übersetzungen der zentralen Rilke-Briefe z.B. in der bisher umfangreichsten Briefausgabe des Insel Verlags von 1991.⁸ Dass man in der von Joachim W. Storck 1992 herausgegebenen Edition von Rilkes *Briefen zur Politik* nur »eine kleine Auswahl« der Briefe an Gallarati-Scotti finde, die zudem »zwischen über 200 anderen Briefen versteckt« (S. 10) seien, ist eine für das Buch von Kunisch typische Verdunkelung der Sachlage: Zum einen stehen die Briefe im Zentrum von Storcks Nachwort, in dem sie zur eigentlichen Motivation der Briefedition erklärt werden.⁹ Zum anderen druckt Storck von den 22 Briefen Rilkes an die Herzogin fünf ab – es sind die fünf, die man mit Fug und Recht »politische Briefe« nennen kann. Auch

6 Hans-Peter Kunisch: *Das Flimmern der Raubtierfelle. Rilke und der Faschismus*. Stuttgart 2025, S. 123, 172, 37. Im Folgenden wird aus diesem Buch ohne Sigle mit Seitenzahlen zitiert.

7 Frauke Erika Holm Schwanke: *Rilke. Lettres Milanaises*. Ann Arbor/London 1978; im Folgenden mit der Sigle LM zitiert. Schon 1956 erschien eine Übersetzung von Rilkes Briefen ins Italienische, vgl. Rainer Maria Rilke: *Lettere milanesi*. Hg. von Lavinia Mazzucchetti. Mailand 1956.

8 Vgl. Rainer Maria Rilke: *Briefe in zwei Bänden*. Hg. von Horst Nalewski. Frankfurt a.M./Leipzig 1991 (im Folgenden wird Band 2 mit der Sigle B zitiert). Diese Ausgabe enthält vier Briefe an Gallarati-Scotti, die im Original und in der Übersetzung von Heidrun Werner abgedruckt werden.

9 Storck beginnt und beendet sein Nachwort mit diesen Briefen, zu deren »gerechte[r] Einordnung« er zudem sechs Thesen aufstellt (Joachim W. Storck: *Politisches Bewußtsein bei Rilke*. In: Rainer Maria Rilke: *Briefe zur Politik*. Hg. von Joachim W. Storck. Frankfurt a.M. 1992, S. 697–725, hier: S. 718. Zitiert als: BzP.

Kunisch zitiert kaum einmal aus den anderen 17 Briefen, die sich im Wesentlichen auf literarische und kulturelle Dinge, auf Persönliches (in Rilkes Briefen spielt seine Krankheit eine zentrale Rolle) und auf die Pläne für ein Wiedersehen beziehen. Anlass für verschwörungstheoretische Anmutungen, nach denen eine Rilke-Orthodoxie die Briefe im Geheimen habe halten wollen, bietet die Editionsfrage nicht (zumal andere mindestens ebenso wichtige französische Rilke-Briefe noch gar nicht in Übersetzung erschienen sind, etwa an seine letzte Partnerin Baladine Klossowska).

Auch Kunischs Behauptung, dass man nach den Invektiven von Schwarz in der Beschäftigung mit Rilke »wieder so [tat], als sei nie etwas gewesen« (9 f.), fällt deutlich zu pauschal aus. Sowohl Rilke-kritische als auch differenziert abwägende Forschungsbeiträge werden von Kunisch systematisch marginalisiert oder ignoriert.¹⁰ Gleichwohl stimmt es, dass die Rilke-Philologie es sich mit der Erklärung von Rilkes positiver Bezugnahme auf den Faschismus bisweilen recht leicht gemacht hat (etwa dort, wo sie Rilkes schlechten Gesundheitszustand überbetont).¹¹ Es ist also durchaus berechtigt, noch einmal ganz grundsätzlich zu fragen, wie Rilkes irritierende Äußerungen gegenüber Gallarati-Scotti adäquat zu verstehen sind. Überzeugende Antworten liefert Kunisch auf den über 300 Seiten seines Buches jedoch nicht. Seine Ausführungen sind an entscheidenden Stellen philologisch, politologisch und historisch ungenau, im Ganzen liefern sie ein polemisches Zerrbild von Rilkes Leben und Werk. Dies geschieht in einer Zeit, in der faschistisches Denken eine internationale Renaissance erlebt und in der sich die deutschsprachige Neue

10 Schon die Herausgeberin der französischen Briefedition, Renée Lang, fragt peinlich berührt, wie man sich erklären könne, dass gerade Rilke, »der friedlichste, der wahrhaft brüderlichste aller Menschen [...] in bezug auf den Faschismus eine Rechtfertigung der Gewalt« vorbringe (Rainer Maria Rilke: *Lettres Milanaises. 1921–1926. Introduction et textes de liaison* par Renée Lang, Paris 1956, S. 79 f., Übers. Manfred Koch). Das Thema »Rilke und Mussolini« war sofort nach der Erstpublikation in der Öffentlichkeit präsent und wurde im Gefolge des Buchs von Egon Schwarz im Gedenkjahr 1975 heftig diskutiert. Die großen Biographien aus dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts (von Wolfgang Leppmann, Donald A. Prater und Ralph Freedman) behandeln es ebenso wie die *Rilke-Chronik* von Ingeborg Schnack (1975; 2009), das *Rilke-Handbuch* (2004) von Manfred Engel und – ausführlich – das *Rilke-Alphabet* von Ulrich Baer im Kapitel »M wie Mussolini« (Ulrich Baer: *Das Rilke-Alphabet*. Frankfurt a.M. 2006, S. 176–188). Unter den neueren Biographien geht insbesondere Gunnar Decker ausführlich und differenziert auf den Zusammenhang ein (vgl. Gunnar Decker: *Rilke. Der ferne Magier*. München 2023, S. 509–514). Symptomatisch ist, dass Kunisch das Buch von Decker zwar im Literaturverzeichnis auflistet, es aber an keiner Stelle erwähnt.

11 Storck bezieht sich auf Rilkes Leiden an der Leukämie, an der er noch im Jahr der Briefe sterben wird, in seiner letzten (und stärksten) These zur Erklärung der Faschismus-Briefe: Rilke habe sich an »Vorbildern biologischer Stärke« (BzP, S. 720) aufzurichten versucht. Die anderen Thesen Storcks fokussieren (1) Rilkes Angst vor dem »Hochmut des deutschen Nationalismus«, dem etwas entgegenzusetzen sei, (2) die Nähe Mussolinis zum von Rilke geschätzten Lyriker Giuseppe Ungaretti, (3) die unmittelbare Beeinflussung durch einen Zeitungsartikel des Schweizer Historikers Gonzague de Reynaud, (4) die unter Rilkes französischen Gesprächspartnern verbreitete »Kritik an gewissen Auswüchsen des mitteleuropäischen Parlamentarismus«, die nicht als faschistisch zu bewerten sei, sowie (5) die 1925 durchgeführte Konferenz von Locarno, die unter Beteiligung Mussolinis zu einer versöhnlichen Nachkriegsordnung beigetragen habe (vgl. BzP, S. 718–720).

Rechte immer wieder affirmativ auf Rilke bezieht (kurzzeitig wurde sogar ein ›Rainer Maria Rilke-Preis‹ ausgelobt).¹²

Geboten scheint uns deshalb sowohl eine eingehende Kommentierung von Kunischs Thesen als auch ein differenzierterer Blick auf Rilkes Haltung zum Faschismus. Wir beginnen (I) mit Überlegungen zum Faschismusbegriff und diskutieren Kunischs Darstellungen dann im Hinblick auf (II) die poetologischen Implikationen, (III) die Gewaltfrage und (IV) Rilkes Verhältnis zur Demokratie. Sodann gehen wir der Frage nach, wie Rilkes positive Äußerungen zu Mussolini und dem italienischen Faschismus auf plausible Weise als bei Kunisch gedeutet werden können und beziehen uns dabei (V) auf das zeitgenössische Mussolini-Bild, (VI) Rilkes Blick auf die europäische Nachkriegsordnung sowie (VII) seine Imagination eines ›geeinten‹ Italiens.

1. Was meint ›Faschismus‹ (1926)?

Angesichts des aktuellen politischen Weltklimas, in dem auch Spielformen eines »demokratischen Faschismus«¹³ diskutiert werden, sollte zunächst geklärt werden, was man heute sinnvollerweise unter ›Faschismus‹ versteht und was man sich zu Rilkes Lebzeiten darunter vorstellte. Das Buch von Kunisch lässt jedoch sowohl jeden Definitionsversuch als auch eine ernsthafte Beschäftigung mit der geschichts- oder sozialwissenschaftlichen Faschismusforschung vermissen. So ist z.B. zur Kenntnis zu nehmen (wie die im deutschsprachigen Raum maßgeblichen Forschungsbeiträge von Wolfgang Schieder durchweg betonen, zuvor aber bereits von Schwarz konstatiert wurde),¹⁴ dass es in den frühen und mittleren 1920er Jahren noch keinen »einheitlichen Diskurs« über den italienischen Faschismus gab; selbst »innerhalb des liberalen Bürgertums und des politischen Katholizismus« wurde Mussolinis Italien »gegen Ende der Weimarer Republik zunehmend als eine reale politische Alternative zum demokratischen Parteienstaat angesehen.«¹⁵ Das hat auch damit zu tun, dass nicht einmal in Bezug auf die Führungsriege von einer »einheitlichen Ideologie« gesprochen werden kann: Im »italienischen Faschismus [gab] es eine Reihe

12 Zur Literaturpolitik der Neuen Rechten und deren Rilke-Bezügen vgl. Torsten Hoffmann: Ästhetischer Dünger. Strategien neurechter Literaturpolitik. In: DVjs 95 (2021), S. 219–254, insb. S. 237 f. und 253.

13 Vgl. Carolin Amlinger/Oliver Nachtwey: Zerstörungslust. Elemente des demokratischen Faschismus. Berlin 2025.

14 Schwarz gibt zu bedenken, dass Rilke wohl kaum genauer verfolgt habe, was in der ersten Phase von Mussolinis Regentschaft geschah und weist mit Iring Fetscher darauf hin, dass es erst in dieser Phase zum »Übergang von der relativ gemäßigten Koalitionsregierung unter Mussolinis Leitung zum immer stärker und schließlich totalitär werdenden Regime« (Schwarz: Das verschluckte Schluchzen, S. 39) kam. Auf Schwarz' These, Rilke habe sich v.a. von den »faschistischen Gesten und Propagandaphrasen« (ebd.) beeindrucken lassen, sei also von der faschistischen Ästhetisierung der Politik besonders angezogen worden, geht Kunisch nicht ein.

15 Wolfgang Schieder: Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce. München 2013, S. 66 f.

von parallelen ideologischen Diskursen, deren jeweilige Verbindlichkeit wechselte, sich häufig auch gegenseitig ausschloß.«¹⁶ Was genau ›Faschismus‹ eigentlich meint, stand zu Rilkes Lebzeiten noch in der Schwebel. Umso wichtiger ist es, genau zu rekonstruieren, worauf sich Rilke eigentlich bezieht, wenn er über Mussolini oder ›die‹ Lage in Italien schreibt.

Definitiv *kein* Bestandteil des italienischen Faschismus der 1920er Jahr war der Antisemitismus. Ganz im Gegenteil, fungierte Italien bis Mitte der 1930er Jahre als ein »Zufluchtsort für aus Deutschland und anderen Ländern vertriebene Juden«; das änderte sich erst mit der Annäherung Mussolinis an Hitler, eine »konkrete antisemitische Gesetzgebung begann im Herbst 1938«.¹⁷ Dagegen liest man bei Kunisch, dass das »Verhältnis zu Juden [...] eines der zentralen Themen des Faschismus und, deutlich stärker noch, des Nationalsozialismus« (S. 198) gewesen sei. Immer wieder überblendet Kunisch auf höchst fragwürdige Weise die politische Situation in Italien 1926 mit Nationalsozialismus und Holocaust. Vollständig ins Spekulative verabschiedet er sich u.a. dort, wo er entgegen der mittlerweile recht differenzierten Forschung zu Rilkes Perspektive auf das Judentum behauptet, Rilke hätte der faschistischen Judenverfolgung vermutlich zugestimmt.¹⁸

Indem Kunisch die historische Forschung ausblendet und den Faschismus-Begriff nicht näher reflektiert, trägt er zu der seit Jahrzehnten zu beobachtenden »Überdehnung des Begriffs«¹⁹ bei. Seine Ausführungen ›profitieren‹ vom Definitionsverzicht u.a. dort, wo er gegen Ende seines Buchs resümierend schreibt, dass »Rilkes mitleidloser und kalter Salonfaschismus [...] auch in den Briefen an Ilse Blumenthal-Weiss oder in der Beantwortung der Fragen von Hermann Pongs präsent ist« (S. 297). Schaut man sich daraufhin noch einmal Kunischs eigene ausführliche Beschäftigung mit Rilkes Äußerungen gegenüber Pongs (S. 78–82) und Blumenthal-Weiss (S. 199–212) an, fällt auf, dass dort von Kunisch gar keine Faschismusvorwürfe erhoben, sondern – auf durchaus nachvollziehbare Weise – lediglich ›mitleidlose‹ und ›kalte‹ Sätze Rilkes kritisiert wurden. Dass Kunisch in seinem Schlusskapitel unzutreffend amalgamierend plötzlich von einem ›mitleidlosen und kalten Salonfaschismus‹ spricht, hat insofern Methode, als auch an anderen Stellen in rückblickenden Verknäppungen eine eindeutige Faschismusaffinität Rilkes suggeriert wird, die in vorangegangenen Detailanalysen nicht nachgewiesen werden konnte (vgl. etwa S. 44 oder 54). Kurz gesagt: Gleich in mehrfacher und dabei grundsätzlicher Hinsicht unterlaufen Kunischs Ausführungen Standards der geschichts- und literaturwissenschaftlichen Forschung.

16 Wolfgang Schieder: *Der italienische Faschismus 1919–1945*. 2. Aufl. München 2025, S. 59.

17 Ebd., S. 63.

18 Die These findet sich in einer Überbietung von Egon Schwarz. Bei Kunisch liest man: »Schwarz schreibt: ›Nirgends finden wir jedoch den geringsten Hinweis, der einem die Vermutung erlaubte, dass Rilke eine Verfolgung der Juden durch ein faschistisches Regime missbilligt hatte.« Tatsächlich gibt es leider keinen erkennbaren Hinweis darauf – eher im Gegenteil.« (S. 279 f.) Zu Rilkes Blick auf das Judentum vgl. die in den *Blättern der Rilke-Gesellschaft* 37 (2024) versammelten Beiträge.

19 Amlinger/Nachtwey: *Zerstörungslust*, S. 245.

Was also ist ›Faschismus‹? In der einschlägigen Forschung wird unter dem Begriff eine »vielgestaltige radikal rechte Bewegung und Herrschaftsform in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkriegs« gefasst, zu deren Kennzeichen »organisierte Straßengewalt, Führerkult, Diktatur, eliminatorische Gewalt gegen Gegner und ›Volksfeinde‹, bis hin zum Genozid«²⁰ gehören. Zu klären ist, was dazu in den drei für diesen Kontext wichtigsten Rilke-Briefen von Anfang 1926 steht und ob bzw. wie er sich an anderen Stellen zu konstitutiven Bestandteilen faschistischer Ideologien äußerte.

2. *Dichterisches Diktat und Diktatur. Zur Poetik der Überwältigung*

Dass Kunisch ein besonderes Augenmerk auf Rilkes Umgang mit der Gewaltfrage richtet, leuchtet unmittelbar ein. Weitgehend ausgeblendet werden in Kunischs durchweg suggestiver Argumentationstechnik jedoch die Genese, Kontextualisierung und Spezifikation derjenigen Briefstellen, in denen sich Rilke positiv zur Gewalt äußert. Nicht von ungefähr nähert sich Rilke der Gewaltfrage nämlich nicht aus einer politischen Perspektive heraus an (die er für sich ausdrücklich zurückweist), sondern poetologisch, also im Kontext von literarisch-künstlerischen Fragen.

Im Brief vom 5. Januar 1926 lobt Rilke die aktuelle französische Literatur und fährt fort: »Doch auch in Italien: welch ein Aufschwung nicht nur der Literatur, sondern auch im öffentlichen Leben! Welch schöne Ansprache Mussolinis an den Gouverneur von Rom! Von Ihren schönen Dichtern hat man mich in Paris Ungaretti groß bewundern gelehrt.« (B, S. 389) Die kurze Rede Mussolinis, auf die Rilke anspielt, war zwei Tage zuvor in der Schweizerischen Tageszeitung *Journal de Genève* abgedruckt worden und bezieht sich auf städtebauliche Aspekte – auch Kunisch konstatiert, dass dieser Text »eher zahm« (S. 25) ausfällt und keine genuin faschistischen Ideologeme enthalte. Dass Mussolini grundsätzlich »schön sprechen« kann, wird ihm selbst von seiner erklärten Gegnerin Aurelia Gallarati-Scotti attestiert: Als Redner habe er – so heißt es in ihrer Antwort an Rilke – »wahrhaft hervorragende Gaben« (LM, S. 246).

Kern der Debatte um Rilkes Verhältnis zum Faschismus ist deshalb nicht diese einzige explizite Bezugnahme Rilkes auf eine konkrete Äußerung Mussolinis, die sich in seinem gesamten Schreiben findet, sondern die in seinen zwei Folgebrieffen geführte allgemeinere Diskussion um Gewalt und Freiheitsentzug.

Rilkes ausführlichste Reflexionen über Gewalt und Freiheitsbeschränkungen stehen in einem Absatz, der sich zunächst auf den bengalischen Schriftsteller und Philosophen Rabindranath Tagore bezieht. Um das in der Debatte zur Diskussion stehende Textmaterial transparent zu machen, wird hier wie im Folgenden ausführlich aus Rilkes Briefen zitiert (Kunisch zitiert daraus meist nur kurze Ausschnitte):

Tagore: liebste, herrliche Freundin, um ganz ehrlich zu sein (ich werde es gegen Sie immer sein), einst habe ich begonnen ihn zu lieben [...]; danach habe ich mich,

²⁰ Ebd., S. 244.

von Werk zu Werk, von dem Dichter entfernt [...]. Es mag Sie verwundern, daß ich mich in einem unendlichen Gegensatz empfinde zu einer bewußt ›poetischen‹ Poesie, die in ihrem Programm gar den Anspruch erhebt, besonders gut und ›human‹ zu sein. Das ist es auch, was mich von einem Schriftsteller wie Romain Rolland trennt, den ich durchaus schätze, ohne mich in irgendeiner Weise an seine Absichten, so edel sie auch sein mögen, anschließen zu können. Was die Politik angeht, so bin ich so fern von ihr, so wenig fähig, ihren Entwicklungen und Rückläufen zu folgen und sie mir zu erklären, daß es lächerlich wäre, wollte ich mich zu einem beliebigen Ereignis ihres Gebiets äußern. Aber ich vermute, daß dort, wie in der Dichtkunst, die rein menschlichen, die freiwillig menschlichen Beweggründe wenig zählen. Eine Poesie, die trösten oder helfen oder ich weiß nicht welche edle Überzeugung unterstützen *wollte*, ist eine Schwäche, die zuweilen rührt ...; das Entscheidende ist nicht die barmherzige, milde Absicht, es ist das Sichfügen unter ein gebieterisches Diktat, das weder das Gute noch das Böse *will* (von dem wir so wenig wissen), sondern das uns ganz einfach befiehlt, unsere Gefühle, unsere Gedanken, all diese Aufwallungen unseres Daseins nach jener höheren Ordnung auszurichten, die uns so sehr übersteigt, daß sie niemals ein Gegenstand unseres Verstehens werden kann ... (B, S. 396 f., Herv. im Original)

Gallarati-Scotti war mit Tagore, der 1913 den Literaturnobelpreis erhalten hatte und 1925/26 zwei Italienreisen unternahm, persönlich bekannt. Kunisch widmet dem Zusammenhang mehrere Seiten (vgl. S. 31–34, 104), denn Tagores Italienaufenthalte sind kulturpolitisch höchst aufschlussreich, zeigen sie doch, wie sich sowohl das faschistische Regime als auch die antifaschistischen Kreise um Gallarati-Scotti und deren Ehemann Tommaso um die Gunst des renommierten Gastes bemühten. Bezeichnend ist der Zusammenhang allerdings auch für Kunischs Umgang mit historischen Fakten und der geschichtswissenschaftlichen Forschung. Denn obwohl Kunisch in einer Fußnote eine einschlägige Studie zu den Italienreisen Tagores angibt, erfährt man bei ihm nicht, dass Tagores erste Reise auf eine Einladung des eng mit Mussolini kooperierenden Orientalisten Carlo Formichi zurückging (und gleichzeitig von Tommaso Gallarati-Scotti finanziell unterstützt wurde). Kunisch führt stattdessen aus, dass Tagores Mailänder Besuch »gegen die Kulturpolitik des Duce durchgesetzt« worden sei und dass »die faschistische Presse« Tagores »Eintreten für eine Philosophie der Liebe« (S. 32 f.) kritisiert habe. Formichi wird von Kunisch erst in Bezug auf die zweite Reise von 1926 erwähnt, über die man bei Kunisch ausschließlich das Folgende liest:

Bei Tagores zweitem Besuch wird es dann allerdings dramatisch anders zugehen. Im Juni 1926 wird Carlo Formichi, ein faschismusnaher Orientalist, in Rom nach Unterstützung fragen, und Mussolini, dem Tagore bislang gleichgültig gewesen sein muss, wird die günstige Gelegenheit erkennen und den anfangs ahnungslosen Schriftsteller als Propagandainstrument missbrauchen. Lella und Tommaso werden unter denen sein, die Tagore zu schützen versuchen. Tagore wird später erzählen, dass Tommaso in Turin zu ihm an den Zug gekommen sei, um ihn zu warnen. (S. 33)

Kunisch unterschlägt, dass Mussolini bereits zuvor Bücher an Tagores Universität Visva-Bharati hatte schicken lassen, dass die zweite Italienreise Tagores auf offizielle staatliche Einladung erfolgte und dass sich Tagore 1926 zweimal mit Mussolini traf (all das wird in der von Kunisch im Anhang angegebenen Studie minutiös rekonstruiert). Tagore hat sich in den – nach allem, was man weiß, offensichtlich harmonisch verlaufenden – Treffen bei Mussolini persönlich für die Unterstützung seiner Universität bedankt und sich später auch öffentlich positiv über Mussolinis Persönlichkeit (»a masterful personality«, »a man of personality«)²¹ geäußert. Dass Tagore bei all dem »ahnungslos« gewesen sein soll, wie Kunisch konstatiert, ergibt schon im Kontext von Kunischs eigenen Ausführungen keinen Sinn, schließlich war Tagore bereits 1925 bei Tommaso Gallarati-Scotti zu Gast und wurde 1926 von diesem noch einmal ausdrücklich vor Mussolini gewarnt. Erst nach späteren Treffen u.a. mit Romain Rolland hat sich Tagore dann kritisch über seine Instrumentalisierung für den Faschismus geäußert, von dem er sich – noch später – explizit distanzierte.

Um Rilkes positive Äußerung zu Mussolini skandalisieren zu können, unterdrückt Kunisch die Mussolini-freundlichen Aussagen Tagores und kaschiert dessen persönliche Kontakte zu Mussolini (wenn er nur äußerst vage davon schreibt, dass Mussolini den Gast »als Propagandainstrument missbrauch[t]« habe). Natürlich ändert Tagores Verhalten nichts daran, dass Rilkes positive Äußerung über Mussolini kurzsichtig war. Aber eine Kontextualisierung des Rilke-Briefs im Hinblick auf die zeitgenössische Mussolini-Wahrnehmung insbesondere bei Künstlerinnen und Künstlern hätte deutlich gemacht, dass ein Mussolini-Lob nicht umstandslos als ein »Bekenntnis zum Faschismus« verstanden werden kann (mehr dazu unten).

Ungenau-tendenziös fällt auch Kunischs Deutung von Rilkes poetologischen Ausführungen zu Tagore und Rolland aus:

Kunst, so Rilkes Statement zu Tagore wie zu Rolland, hat nichts mit Moral zu tun. Damit stützt Rilke natürlich seinen Ruf als »reiner«, bedingungsloser, nur der Kunst verpflichteter Ästhet. Aber es fällt auf, dass er auch die »Absichten« Rollands nicht billigt. Er hatte schließlich ohne Not etwa schreiben können: »den ich persönlich durchaus schätze und an dessen Absichten ich nichts Tadelnswertes bemerke, aber ...« Rilke macht es anders. Ganz eindeutig lehnt er den pazifistischen Humanismus des Nobelpreisträgers von 1915 [sic!] hier grundsätzlich ab – egal, ob Rolland ihn in der Kunst oder im politisch-sozialen Leben zeigt. (S. 33)

Um eine Fehldeutung handelt es sich dabei insofern, als sich Rilke nicht an den *edlen* Absichten Rollands stört, sondern an edlen *Absichten* (frz. intentions) – weil Rilke der Überzeugung ist, dass Kunst nicht absichtsvoll entstehen kann. Wenn

21 Rabindranath Tagore: Philosophy of Fascism. In: The Manchester Guardian vom 5. August 1926, zit. n. Kalyan Kundu: Meeting with Mussolini. Tagore's Tours in Italy 19125 and 1926. Oxford 2015, S. 182–188, hier: S. 187. Tagore entwirft ein ambivalentes, aber keineswegs rundheraus ablehnendes Bild des faschistischen Italiens, und äußert sich über Mussolini im Wesentlichen positiv.

er eine Poesie kritisiert, »die trösten oder helfen oder ich weiß nicht welche edle Überzeugung unterstützen wollte«, ist die im Zitat als Kursivierung wiedergegebene Unterstreichung Rilkes von eminenter Wichtigkeit – zumal das Zitat (von Kunisch unbemerkt) auf den Abschluss der ersten *Duineser Elegie* anspielt, in dem die Entstehung von Musik, letztlich von aller Kunst auf einen Klagegesang zurückgeführt wird, bei dem zum ersten Mal »das Leere in jene / Schwingung geriet, die uns jetzt hinreißt und tröstet und hilft.«²² Rilke hat nichts gegen eine Kunst, die – neben anderem – tröstet und hilft, steht aber einer *mit dieser Intention geschaffenen* Kunst skeptisch gegenüber.

Dass Kunst für Rilke durchaus etwas mit Moral (und sogar mit einer pazifistischen) zu tun haben kann, zeigt z.B. ein Brief aus dem Herbst 1919 an die Hamburger Schauspielerinnen Anni Mewes. Sie hatte Heinrich Vogelers Essay *Expressionismus der Liebe* an Rilke geschickt, in dem unter der Losung ›Brüderlichkeit‹ einem kommunistischen Humanismus das Wort geredet wird. »Den Antrieb begreif ich wohl, wer hätte ihn nicht«, kommentiert Rilke, wendet dann aber ein, dass die Losung vom restlichen Text nicht ›gedeckt‹ sei, der stattdessen den »Nachsturm« (B, S. 29 f.) des Ersten Weltkriegs in sich trage. Der Brief nimmt dann eine für Rilke typische Wendung:

Immer wieder ergreift mich dieser Satz: ›Ein nie gekannter menschlicher Zustand ist im Werden: Frieden.‹ In dieser Feststellung ist die Innigkeit des früheren Heinrich Vogeler, vermehrt um ein unendliches: um ein wirkliches Gelitten-haben, um ein In-der-Hölle-Gewesen-Sein und hernach Hoffen –, ja es ist eine immense Realität der Gefühlserfahrung, aus der diese Worte hervorgehen [...]. (B, S. 30)

Rilke beurteilt den moralischen Gehalt eines Textes nicht vor dem Hintergrund ethischer oder politischer Maximen, sondern im Blick auf den jeweiligen Text, dessen Autor und Entstehung. Nicht die *Absichten* (wie gut sie sein mögen), sondern die »Realität der Gefühlserfahrung« ist entscheidend dafür, ob das Gesagte in Rilkes Augen Gültigkeit besitzt.

In der oben aus dem Brief an Gallarati-Scotti zitierten Passage bringt Rilke ein anderes Modell ästhetischer Produktion ins Spiel, das für sein eigenes Schreiben noch bedeutsamer ist, weil es nicht nur die Intentionen, sondern – so die Vorstellung – den ganzen Bereich »unseres Verstehens«, den menschlichen Erfahrungsraum »übersteigt«: das »Sichfügen unter ein gebieterisches Diktat«. Da das Wort ›Diktat‹ den wenige Sätze später von Rilke aufgerufenen ›Diktator‹ anklingen lässt, konstatiert Kunisch »eine diesmal krude aus dem Bereich autoritärer Politik und Erziehung auf das eigene Schreiben übertragene Theorie künstlerischer Produktion.« (S. 36) Das ist ein Missverständnis, denn Rilke ruft an dieser Stelle das seit der Antike verbürgte Autorschaftskonzept des *poeta vates* auf, des inspirierten Dichters, dessen Tätigkeit nicht »auf eigene Kunstfertigkeit oder angeborene Begabung, ja in ihrem Ursprung nicht einmal auf eigenen Antrieb zurückgeführt« wird,

22 Rainer Maria Rilke: *Duineser Elegien und dazugehörige Gedichte 1912–1922*. Hg. von Christoph König. Göttingen 2023 (Werke. Historisch-kritische Ausgabe), S. 14.

sondern als »göttliche Eingebung«²³ erfolgt. Rilke säkularisiert das Modell weitgehend, indem er seine Kreativität nicht in Gott, sondern primär in dem Bewusstsein unzugänglichen Quellen der eigenen Psyche verortet. Zeitlebens hält er diese Art des Schreibens für den Ausweis »wirklicher« Kunst – so habe sich das ungeplante und eruptive Schreiben der *Sonette an Orpheus* Anfang 1922 in einem »einzigen atemlosen Gehorchen« vollzogen, es handele sich um »das rätselhafteste Diktat, das ich je ausgehalten und geleistet habe«.²⁴ Auch in den Briefen an Gallarati-Scotti hat Rilke dieses Modell von Beginn an kontinuierlich aufgerufen (was bei Kunisch keine Erwähnung findet): Beim eruptiven Schreiben des *Cornet* habe er »etwas wie einen Windstoss der Inspiration« erlebt (Brief vom 10. August 1922); das Übersetzen wie das Dichten erfordere »einen Zustand der Gnade, und das kann man nun nicht einmal auf Kommando erreichen; es ist ein Geschenk, wenn es sich früher oder später ergibt« (Brief vom 9. Februar 1923); dem *Stunden-Buch* fühle er sich weiterhin verbunden, denn »die Kraft, die es mir damals diktiert hat, erkenne ich noch heute an, ihr eifere ich nach und ihr bleibe ich in Demut verbunden« (Brief vom 26. April 1923; LM, S. 14, 29 u. 33 f.).

Kunisch stellt dieses emphatische Dichtungskonzept auf den Kopf, wenn er es auf politische Überzeugungen zurückführt und diesen damit eine für Rilke völlig unpassende Bedeutung zuweist.²⁵ Das Gegenteil ist der Fall (und dieser Kausalitätsrichtung folgt auch der Brief an Gallarati-Scotti): »Rilkes Lob der Diktatoren« – so kommentierte schon Frank Schirrmacher die Briefstelle – »ist die genaue Umsetzung des ästhetischen Programms ins Politische«.²⁶ Rilke spricht auch über Politik aus der Perspektive des Dichters – wieder einmal zeigt sich, »in welchem Maß sein

23 Torsten Hoffmann/Daniela Langer: Autor. In: Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen. Hg. von Thomas Anz. Bd. 1: Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar 2007, S. 131–170, hier: S. 140.

24 Rainer Maria Rilke: Briefe. Hg. vom Rilke-Archiv in Weimar. In Vbdg. mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Karl Althelm. 14.–15. Tsd. Frankfurt a.M. 1980, S. 833 (Brief an Xaver von Moos vom 20. April 1923).

25 Auf Kunischs Bemühungen, faschistische Tendenzen in Rilkes literarischem Werk aufzudecken, gehen wir nicht näher ein. Wie haltlos dieses Unterfangen ist, sei nur im Blick auf Kunischs ausführliche Beschäftigung mit Raubtiermotiven angedeutet. Wenn Mussolini sich ab 1924 immer wieder mit einer jungen Löwin im Arm gezeigt habe, sei das »ganz nach Rilkes Geschmack« (S. 70) gewesen, was Kunisch allein daraus ableitet, dass Raubtiere bei Rilke »häufiger« vorkämen und »nachhaltiger gepriesen« (S. 62) würden als andere Tiere. Für diese Behauptung liefert Kunisch keine Belege – die in Rilkes literarischen Texten und Briefen mit Abstand am häufigsten erwähnten Tiere sind Vögel und Hunde. Auf suggestive Weise spricht Kunisch stattdessen z.B. von den »Löwen und Panther in seinen Werken« (S. 71), ohne dass dieser Plural gedeckt wäre: Während es in Rilkes Gedichten Dutzende Vögel gibt, stößt man dort nur im Gedicht *Der Panther* auf *einen* Panther – bei dem es sich um ein von der Gefangenschaft degeneriertes Tier handelt, das keineswegs das Sinnbild eines »romantisierten, gefährlichen, gesteigerten Lebens« (S. 71) darstellt. Nach Kunischs Lesart sind jedoch selbst die Engel der *Duineser Elegien* »dem Wesen eines Raubtiers verwandt« (S. 71) – ignorierend, dass die Engel dort ausgerechnet als rein geistige Gegenexistenzen zu den Tieren entworfen werden.

26 Frank Schirrmacher: Die Stunde der Welt. Fünf Dichter – ein Jahrhundert. George, Hofmannsthal, Rilke, Trakl, Benn. München 2017, S. 107.

Verhältnis zur Politik von unreflektierten Emotionen und ästhetischen Vorlieben geprägt war«.²⁷ Seine politische Naivität gesteht er in der zitierten Stelle ja auch unumwunden ein: »Was die Politik angeht, so bin ich so fern von ihr, so wenig fähig, ihren Entwicklungen und Rückläufen zu folgen und sie mir zu erklären, daß es lächerlich wäre, wollte ich mich zu einem beliebigen Ereignis ihres Gebiets äußern.« Wenn er sich im Folgenden dennoch auf politische ›Vermutungen‹ einlässt, geschieht dies nicht im Hinblick auf ein konkretes »Ereignis« (der Name Mussolinis fällt in diesem und den folgenden Briefen folgerichtig nicht mehr), sondern auf so intuitiv-abstrakte Weise, wie er seine literarischen Texte verfasst.

Rilke begeht, so Ulrich Baer, »einen Kategorienfehler«,²⁸ wenn er glaubt, etwas, das sich in der individuellen künstlerischen Produktion bewährt hat, umstandslos ins Feld der Politik übertragen und damit vergesellschaften zu können. Unproblematisch ist das keineswegs, insbesondere dann nicht, wenn es sich um eine ›Diktatur der Gnade‹ (Hans Graubner) handelt, die den ›Begnadenen‹ einer rationalen und moralischen Diskussion enthebt. Auch Rilkes Äußerungen tendieren bisweilen zu jener Kombination von ›ästhetischem Fundamentalismus‹ und charismatischem Herrschaftskonzept, die Stefan Breuer im Hinblick v.a. auf Stefan George diskutiert hat.²⁹ In jedem Fall ist aber festzuhalten, dass Rilke seine Ausführungen ausdrücklich aus seinen poetologischen Überlegungen ableitet und für sich in Anspruch nimmt, politische Fragen aus dem Blickwinkel eines Künstlers zu betrachten. Eine genuin *politische* Ideologie oder Agenda hat er nicht.³⁰

3. Heilslehre und Rechtsterrorismus. Gewalttorte bei Rilke

In Rilkes Brief vom 17. Januar 1926 folgen im direkten Anschluss an die poetologischen Ausführungen – es wird buchstäblich einfach weitergeschrieben, also keine neue Zeile begonnen – die zentralen Passagen zu Freiheit und Gewalt, in denen sich

27 Manfred Koch: Rilke. Dichter der Angst. München 2025, S. 469.

28 Baer: Das Rilke-Alphabet, S. 181.

29 Stefan Breuer deutet diese Verbindung als politisch keineswegs harmlos, weist aber ausdrücklich darauf hin, dass es »nicht richtig« sei, den »ästhetischen Fundamentalismus als ›präfaschistisch‹ einzustufen« (Stefan Breuer: Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus. Darmstadt 1996, S. 239). Rilke spielt (anders als etwa Hugo von Hofmannsthal) in Breuers Buch keine Rolle.

30 Eine *pädagogische* Agenda hatte Rilke allerdings sehr wohl – und sie ist das genaue Gegenteil der von Kunisch unterstellten Affinität zu »autoritärer [...] Erziehung« (S. 36). Rilke war von einer anti-autoritären schwedischen Gesamtschule so beeindruckt, dass er 1905 den Essay *Samskola* darüber veröffentlichte (vgl. Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. 6 Bde. Hg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Zinn. Frankfurt a.M. 41992. Zitiert als: SW mit Bandziffer, hier: SW 5, S. 672–681), wollte seine Tochter dort oder in einer Reformschule unterbringen, folgte in der eigenen Praxis (gemeinsam mit seiner Frau) dem Prinzip des »Nicht-Erziehen[s]« und wurde 1918 zum »bildungspolitischen Berater« der Münchner Räterepublik erkoren, der er dabei half, ein »sozialistisches Lehrer-blatt« zu gründen (Sandra Richter: Rainer Maria Rilke *oder* Das offene Leben. Berlin 2025, S. 130, 128).

(so kommentierte kürzlich Rüdiger Görner) »Rilkes politisches Urteilsvermögen ins Abenteuerliche«³¹ verrannte:

Das ist es, was ich der ›Freiheit‹ zum Vorwurf mache, daß sie den Menschen höchstens zu dem hinführt, was er versteht, nicht weiter. Die Freiheit allein ist zu wenig; selbst maßvoll und gerecht gebraucht, läßt sie uns auf halbem Weg, auf dem schmalen Gebiet der Vernunft zurück ... Ist es nicht dies, was die Diktatoren, die wahren Diktatoren manchmal, wenn sie eine wohlthätige und sichere Gewalt ausübten, begriffen haben? Man tut der Natur unrecht, wenn man sie langsam und milde wähnt, wieviel Gewalttätigkeit, ja Grausamkeit geschieht nicht inmitten ihrer Unschuld; und man muß wahrhaftig glauben, daß eine gewisse Kraft nötig ist, um die Ordnung (sei es in der Kunst, sei es im Leben) zu schaffen, selbst dort, wo sie sich jäh aufdrängt, etwas von jener tiefen Unschuld besitzt, die wir der Natur zusprechen ...

Die Freiheit! Krank nicht an ihr die Welt? Hat nicht ihr Phantom die Geister verwirrt, indem es ihnen die wenigen (selbstverständlich vorläufigen) Wirklichkeiten, von denen unsere Väter lebten, durch seine vage Form ersetzte? [...] Aber lassen Sie [...] diese Tendenz durchsickern [von den ›höchsten Geistern‹ zu allen] [...]; ach, Sie werden genau das sehen, was uns umgibt, diesen leeren, selbstgefälligen Parlamentarismus, dieses Jagen nach Gewinn, diese entsetzliche Ungerechtigkeit in jedem Augenblick, die sich rühmt, die alten, wieviel unschuldigeren, Ungerechtigkeiten zu korrigieren! (B, S. 397)

Die Passage ist eindeutig: Eine verabsolutierte ›Freiheit‹ sei weder für das Individuum noch für politische Systeme empfehlenswert, sie führe geradewegs in den zeitgenössischen »Parlamentarismus«, der als ›leer‹ und ›selbstgefällig‹ diskreditiert wird. Als positives Gegenbild setzt Rilke ›wahre Diktatoren‹, die eine »wohlthätige und sichere Gewalt ausübten«, weil sie diese – so Rilkes Annahme – in Form eines ›höheren Diktats‹ empfangen hätten. Rilke kritisiert die demokratische Ordnung seiner Zeit (und mit dem »Jagen nach Gewinn« zudem den Kapitalismus) und kann dem diktatorischen Einsatz von Gewalt Positives abgewinnen. Man hat allen Grund, mit diesen Ansichten nicht einverstanden zu sein, die sich in ähnlicher Form in den 1920er Jahren bei den Autoren der sogenannten ›konservativen Revolution‹ finden (deren Nationalismus Rilke freilich fremd blieb). Rilke war kein

31 Rüdiger Görner: Überlagerungen. Nachgedanken zu Rainer Maria Rilke. In: *Lettre International* 151 (Winter 2025), S. 106–111, hier: S. 111. Gleichwohl führt Görner die Briefäußerungen an Gallarati-Scotti nicht auf eine faschistische Ideologie zurück. Irritiert zeigt er sich stattdessen davon, dass Rilke in Briefen die in seinem mittelalterlichen Wohnturm in Muzot von Vorbesitzern über dem Eingang zum Kappellenraum angebrachte Swastika hervorhebt (vgl. ebd.). Auch Kunisch geht näher darauf ein (S. 213–222) und kommt zu dem plausiblen Ergebnis, dass Rilke das alte religiöse Symbol sicher nicht mit dem Hakenkreuz der Nationalsozialisten assoziierte, sondern eher mit Alfred Schulers Begeisterung für dieses Symbol; Kunisch belegt in einer der differenziertesten Passagen seines Buchs des Weiteren, dass Schuler mit der politischen Instrumentalisierung dieses Symbols keineswegs einverstanden war (vgl. S. 218 f.).

Linker,³² kein überzeugter Demokrat. Aber er war – und das ist Kunischs großes Missverständnis – auch kein Rechter oder gar Faschist.

Wo Egon Schwarz nur »beinahe eine Gesellschaftstheorie«³³ entdeckt hatte, die Rilkes Mussolini-Lob zugrunde liege, deutet Kunisch den Briefwechsel mit Gallarati-Scotti als ein »geschichtsphilosophisch-politische[s] Schachspiel« (S. 119) und unterstellt Rilke eine kohärente »Geschichtsphilosophie« (S. 280), aus der sich die fatalen politischen Stellungnahmen fast zwangsläufig ergeben.³⁴ Bei der vermeintlichen Geschichtsphilosophie handelt es sich bei genauerem Hinsehen um Rilkes ontologische Heilslehre: seine Natur- oder, wie man im Blick auf das Frühwerk sagen müsste, »Lebens«-Frömmigkeit, die ihn beharrlich predigen ließ, das Ganze des Seins stelle ungeachtet der Erfahrungen von Leid, Schmerz und Zerstörung, die den Menschen auferlegt seien, eine in sich sinnvolle Ordnung dar. Auch wenn dieser Sinn uns völlig unbegreiflich bleibe, sollen wir, so Rilkes Forderung, unerschütterlich an ihn glauben.

Daraus resultieren seine wiederholten Appelle, sich den Mächten des Universums zu unterwerfen, sich »fallen« zu lassen ins kosmische Spiel der Kräfte, statt in einer maßlosen Überschätzung menschlicher Freiheit der Welt eine auf Wissenschaft, Technik und Industrie gestützte Ordnung oktroyieren zu wollen. Es sind dies Anklagen, die vielfach mit den Verdammungen der Moderne in der konservativen Kulturkritik des frühen 20. Jahrhunderts übereinstimmen, es aber nicht erlauben, Rilke einfach zum »Reaktionär« zu stempeln. Denn ein Zurück hinter die Moderne gab es für ihn bekanntlich nicht, es galt in seinen Augen vielmehr, deren Pathologien zu »überstehen« (ein Lieblingswort Rilkes) und vormoderne Formen des Umgangs mit den Dingen, mit Natur, mit dem Kosmos durch Transformation ins Innerseelische zu retten und dort »verwandelt« am Leben zu erhalten.

Von diesen für Rilke basalen Überlegungen findet sich bei Kunisch nichts. Hermeneutische Billigkeit verlangt nach Friedrich Schleiermacher, einzelne Texte eines Autors zunächst einmal auf den Gesamtzusammenhang seiner Lebensäußerungen, seine gedankliche Grundhaltung (»Keimentschluss«) zurückzubeziehen und sie aus diesem Kontext heraus zu verstehen. Statt sich darauf einzulassen und beispielsweise zu überlegen, wie Rilkes Quietismus mit seiner Sehnsucht nach der Innigkeit des »Schoßverhältnisses« zusammenhängen könnte, diskutiert Kunisch – wie vor ihm Schwarz – die Stellen zum kosmischen Gehorsam ausschließlich als politische Bekenntnisse und rügt empört Rilkes Einwilligung »in die Unterdrückung durch jede Macht« (S. 76).

32 Eine explizite affirmative Bezugnahme auf »linke« Positionen findet sich bei Rilke freilich dennoch, wenn er am 20. März 1919 dem deutlich konservativeren Karl von der Heydt davon berichtet, dass er in den vorangegangenen Monaten »täglich fünf bis sechs Zeitungen« gelesen habe – »und da waren die linkesten die, mit denen ich mich übereinstimmend fühlte. Dort allein waren menschliche Stimmen und wahrhaft schöpferische Vorschläge.« (BzP, S. 262).

33 Schwarz: Das verschluckte Schluchzen, S. 55.

34 Von »Rilkes erbarmungsloser Geschichtsphilosophie« spricht Kunisch auf S. 280, von einer kohärenten politisch-geschichtsphilosophischen Argumentation auf den S. 37, 117, 119, 123, 176 und 249.

Eine Rilke'sche Geschichtsphilosophie gibt es nicht. Soweit man so etwas wie eine Philosophie bei ihm ausmachen will, bezog sie sich auf den Raum, das Weltall, und nicht die Zeitgeschichte. Rudolf Kassners Feststellung, Rilke habe aufgrund seiner Verfallenheit an den Raum »jeder Sinn für die Idee des Geschichtlichen«³⁵ gefehlt, trifft nach wie vor zu. Sein eigentliches Leben spielte sich für ihn im »Großen«, »Uralten« ab, in Dimensionen der Erd- und Menschheitsgeschichte, denen gegenüber auch die zweieinhalb Jahrtausende schriftlich überlieferter Historie zu einer Belanglosigkeit schrumpften, von den Jahrzehnten seiner persönlichen Zeitgenossenschaft zu schweigen. »Weltinnenraum« hieß eben auch: permanente Ausrichtung der Lebensführung auf das »Übermaß« (ein weiteres Lieblingswort) des Welt-Raums, ein religiösen Exerzitien vergleichbares Dauertraining des Geschmacks und Sinns für das Unendliche.³⁶

Dass eine solche Haltung astraler Ferne zu den sozialen und politischen Problemen seiner Zeit geschichtsblind oder gar geschichtszynisch genannt werden muss, liegt auf der Hand. Insofern ist die Empörung von Schwarz, von Kunisch, der linken Rilke-Kritik überhaupt,³⁷ nachvollziehbar, nicht zuletzt auch im Blick auf die Person des Autors. Rilkes Proklamation, sich »fallen« zu lassen ins kosmische Kräftespiel, statt an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen etwas ändern zu wollen, erging ja im Bewusstsein verlässlicher Auffangvorrichtungen für ihn selbst. *Er* fiel, wenn die geheiligte »Armut« ihm wirklich materiell auf den Leib zu rücken drohte, meist weich in die Polster seiner Gönnerinnen und Gönner.

Wichtiger ist indessen eine genauere Untersuchung der Art und Weise, wie Rilke ungeachtet dieser Geschichtsblindheit in die politisch-soziale Welt seiner Zeit verstrickt war. Denn in Reinform praktizieren ließ sich eine allein dem »Großen« gewidmete Existenz natürlich auch für ihn nicht, trotz all seiner Bemühungen um Rückzug in eine mönchs- oder eremitenähnliche Einsamkeit. Die Unvereinbarkeit seines Selbstverständnisses als Medium des »Raums« mit den Anforderungen des täglichen Lebens in einer bestimmten, dazu noch besonders konfliktreichen historischen Situation erfuhr Rilke extrem schmerzhaft durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Wie verzweifelt er versuchte, die beiden Ebenen zusammenzuzwingen, zeigt vielleicht am eindrucklichsten sein Brief an Helene von Nostiz vom 21. Oktober 1914. Die Grundhaltung der Rilke'schen »Ontodizee«³⁸ – der Rechtfertigung des Seins in allen, auch den schrecklichsten Aspekten – nimmt hier die Gestalt einer sarkastischen Phantasie an, gemäß der allein diejenigen, die das Glück gehabt hätten, rechtzeitig vor Kriegsbeginn zu sterben, noch einen höheren Sinn in dem Gemetzel ausmachen könnten: »denn irgendwo im Raum wird es ja Stellen geben, von denen

35 Rudolf Kassner: Rilke. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1976, S. 26.

36 »Ich lebe nie anderswo als in der Welt, in jener der Sterne und des großen Windes«, schrieb er Baladine Klossowska einmal, zit. n. Else Buddeberg: Rainer Maria Rilke. Stuttgart 1955, S. 354.

37 Zu nennen wäre noch Reinhold Grimm: Von der Armut und vom Regen. Rilkes Antwort auf die soziale Frage. Königstein i. Ts. 1981.

38 Ein Begriff, den Ulrich Fülleborn eingeführt hat, vgl. zuletzt Rainer Maria Rilke: Werke. Kommentierte Ausgabe. 4 Bände und Supplementband. Bd. 2. Hg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski und August Stahl. Frankfurt a.M./Leipzig 1996, S. 717.

aus das Ungeheuere auch noch als Natur erscheint, als eine von den rhythmischen Erschütterungen des Weltalls, das in seinem Sein gesichert ist, auch wo wir untergehen.« (BzP, S. 99)

Rilkes Blick auf den Ersten Weltkrieg war von Beginn an gebrochener als Kunisch behauptet. Nach Kunisch habe Rilke »in den allgemeinen Kriegstaumel der Zeit miteingestimmt«, den Kriegsbeginn »in seinen *Fünf Gesängen* ekstatisch gefeiert«, »national-aktivistisch für den Tag« geschrieben und sich als »Kriegstreiber« (S. 143 f.) betätigt – unverkennbar sei »zu Beginn des Krieges das rechte Engagement« (S. 161) Rilkes. Solche Simplifizierungen stehen quer zu dem, was Rilke am Tag vor dem Kriegsausbruch an seine Mutter schreibt:

Deutschland ist ein Barbarenland, die Rauflust kocht ihnen noch immer unter dem bischen Anstrich, es ist traurig zu sehen. Welche Unvernunft in dem Ganzen! [...] Gott verhüte den größeren Krieg, er wäre erschütternd und namenlos verheerend, und ich sehe nicht, was er herbeiführen soll.³⁹

Und auch die *Fünf Gesänge*, die Rilke in einen Vorabdruck von Hölderlins Spätwerk, der ihn kurz zuvor erreicht hatte, »reaktiv« in Hölderlins Hymnenton einschreibt, feiern den Krieg im Ganzen keineswegs »ekstatisch«, sondern integrieren – wie Felix Christen kürzlich in einer luziden Analyse noch einmal belegt hat – »das Grauen des Kriegs«, entwickeln sich ab der Hälfte zu einem elegischen »Klagegesang« mit dem »Schmerz« als Leitbegriff und enthalten bereits selbst eine »kritische Reflexion«⁴⁰ der anfänglichen Kriegshymnik. All das auf den Begriff eines »rechten Engagements« zu bringen (für das es keine anderen öffentlichen »Belege« als die *Fünf Gesänge* gibt), ist schlicht unseriös. Schon in den ersten Kriegstagen bekennt sich Rilke eben nicht vorbehaltlos zu Krieg und Gewalt.

Aber: Rilkes Ontologie, Anthropologie und Poetik umfassen (nicht nur in den Briefen an Gallarati-Scotti) zweifellos *auch* die Gewalt. Ob man deshalb mit Kunisch von einem »konservativen Naturbegriff« (S. 34) sprechen muss (an anderer Stelle erkennt er bei Rilke eine »urkonservative Voraussetzung, dass die »menschliche Natur« negative Triebe und Gefühle miteinschließt«, S. 51), ist durchaus fraglich – die im historischen Kontext progressive Psychoanalyse Freuds vertritt ganz ähnliche Ansichten. Aus zwei Gedichten des Zyklus *Die Sonette an Orpheus* abzuleiten, dass Rilke das »Töten (auch von Menschen)« (S. 54) legitimieren und der »Abschaffung der Folter« (S. 57) widersprechen wollte, ist – vorsichtig gesagt – eine gewagte und in der Rilke-Philologie nicht konsensfähige Auslegung.⁴¹ Dass die

39 Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter 1896 bis 1926. 2. Bd. Hg. von Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a.M./Leipzig 2009, S. 295 (Brief vom 31. Juli 1914).

40 Felix Christen: »was ist?« Philologie, Metrik und Krieg in Rilkes »Fünf Gesängen« (1914). In: DVjs 99 (2025), S. 383–400, hier: S. 388, 396 und 394.

41 In seiner Rezension von Kunischs Buch gibt Rüdiger Görner zu bedenken, dass »Rilke nach Gewaltmotiven zumeist Gegenbilder aufruft«, die von Kunisch übersehen würden; zudem thematisiere »das seinen Orpheus anrufende Dichter-Ich ein Zeitgeist-Problem, ohne sich damit zu identifizieren« (Rüdiger Görner: [Rezension neuer Rilke-Monographien]. In: Arbitrium 44,1 [2026], S. 75–83, hier: S. 79). Zur Deutung des von Kunisch

Literatur der Moderne, von Kleist bis zu Kafka, von Gewaltdarstellungen geprägt ist, mag man bedauern, spricht aber weder dort noch bei Rilke für eine faschistische Gesinnung der Autoren.⁴²

Entscheidend für die Faschismus-Debatte ist stattdessen, wie sich Rilke zum Einsatz »organisierter Straßengewalt« und zur Legitimation »eliminatorischer Gewalt gegen Gegner und vermeintliche Volksfeinde« verhält. Für Kunisch ist der Fall klar, er schließt durchweg Rilkes allgemeine Äußerungen zur Gewalt mit faschistischen Gewaltexzessen kurz. Rilkes oben zitierte Äußerung an Gallarati-Scotti zur »Gewalttätigkeit, ja Grausamkeit«, die inmitten der »Unschuld« (B, S. 397) der Natur zu beobachten sei, kommentiert Kunisch: »So kann er auch der brutalen Gewalt eines Mussolini ›Unschuld‹, *innocence*, zugestehen.« (S. 37) Der Indikativ und das auf Französisch zitierte Wort aus dem Originalbrief Rilkes legen die Lesart nahe, dass Rilke seine Naturvorstellung dazu genutzt habe, Gewaltanwendungen Mussolinis zu legitimieren.

Fakt ist: An keiner Stelle bezieht sich Rilke auf konkrete Gewaltanwendungen. Ob er von der Entführung und Ermordung Giacomo Matteottis, des Generalsekretärs der italienischen Sozialisten, am 10. Juni 1924 durch faschistische Schergen wusste (wie Kunisch vermutet, vgl. S. 118), ist nicht nachzuweisen; es ist bis heute unklar, ob Mussolini die Ermordung angeordnet hatte, was er im Parlament bestritt, um gleichwohl die »politische, moralische und historische Verantwortung« dafür zu übernehmen. Was immer Rilke sich unter einer »wohlätige[n] und sichere[n] Gewalt« vorstellte, die er im gleichen Brief an »ein maßvolles Regime« (B, S. 399) koppelt – die brutale Ermordung Matteottis in einem fahrenden Auto mit einer Feile sicher nicht.

Wie die kommunikative Rahmung des Rilke-Briefs vom 17. Januar 1926 deutlich macht, gehen Rilkes Überlegungen zur Gewalt nicht auf die Gewaltpraxis im faschistischen Italien zurück, sondern sind von Gallarati-Scottis Brief vom 10. Januar

ausführlich verhandelten elften Sonetts des zweitens Teils der *Sonette an Orpheus* vgl. die Ausführungen in Manfred Kochs Rezension des Buchs von David Steindl-Rast und Alexandra Kreuzeder in diesen *Blättern*.

- 42 Die bildende Kunst ist bekanntlich seit jeher gewaltverliebt, in vormodernen Zeiten war die Darstellung gräulichster Gewaltszenen – Folterung von Heiligen, Häutung von Götterrebelln – noch eingebettet in den Sinnstiftungsrahmen der christlichen Religion und der griechischen Mythologie. Mit dem Schwinden der Verbindlichkeit dieser übergeordneten Deutungssysteme spezialisiert sich moderne Kunst auf eine Prägnanz der Gewaltdarstellung, deren »Wert« – gemäß Max Webers Theorem der Ausdifferenzierung unterschiedlicher »Wertsphären« in der modernen Gesellschaft – allein darin liegt, wie mit den jeweiligen künstlerischen Mitteln Gewalt zur Erscheinung gebracht wird. Man muss nicht mit Karl Heinz Bohrer die »Imagination des Bösen« zur »eigentlichen Produktivkraft des Künstlers« erheben und damit »die gesamte Moderne von Rang unter die Gewaltperspektive stellen« (Karl Heinz Bohrer: *Imaginationen des Bösen*. München, Wien 2004, S. 29 und 185). Aber an Bohrs Kronzeugen wie Kleist, Poe, Baudelaire, Flaubert, Kafka, Jünger oder Genet zeigt sich, wieviel wirkungsvoller der Schrecken der Gewalt in Erscheinung tritt, wenn solche – in ihrer politischen Haltung häufig fragwürdigen – Autoren sie mitleid- und erbarmungslos, buchstäblich in ihrer brutalen Nacktheit, vergegenwärtigen. Der für den Kontext (in Bezug auf die Nietzsche-Rezeption der klassischen Moderne und auch Rilkes) zentrale Begriff des Dionysischen taucht in Kunischs Buch nicht auf.

1926 angeregt. »Nein, lieber Rilke, ich bin keine Bewunderin von Herrn Mussolini«, heißt es darin, um dann zuzugestehen, dass sie Rilkes allein auf *eine* Rede Mussolinis bezogenes Lob durchaus nachvollziehen könne (die folgenden Briefzitate werden nach der neuen Übersetzung Hans-Peter Kunischs zitiert):

Ich verstehe gut, dass einige seiner Reden den besten Eindruck machen können. Im letzten Frühling habe ich ihn im Senat übrigens eine Debatte über ein Militärgesetz auf so brillante Weise gewinnen hören, wie ich es mir nie hätte träumen lassen.

Man kann ihm auch andere Meriten nicht bestreiten. Aber es würde zu lange dauern, Ihnen all die Gründe auseinanderzusetzen, die es mir, von Anfang an, unmöglich gemacht haben, irgendeine Bindung an den Faschismus zu entwickeln; ich sage Ihnen hier nur, dass ich für meinen Teil Gewalt verabscheue, und ich ertrage sie noch weniger, wenn sie zu meinen Gunsten oder zugunsten meiner sozialen Klasse eingesetzt wird, als wenn sie von meinen Feinden ausgeübt würde. Und zweitens denke ich: Die politische Ordnung eines Landes ist nur dann gewährleistet, wenn die Freiheit darin auch gestattet, eine tatsächliche Idee davon zu bekommen, was das Land denkt und will – wenigstens ein Minimum an Freiheit –, übrigens das erste Recht, das uns die Zivilisation gebracht hat. (S. 28 f.)

Dieser *grundsätzlichen* Gewaltablehnung Gallarati-Scottis mag Rilke nicht zustimmen und hält in seiner darauf bezogenen Reflexion recht nebulös, aber nicht weniger grundsätzlich eine Gewaltanwendung der »wahren Diktatoren« für legitim. Anders als Kunisch liest Gallarati-Scotti Rilkes Brief ganz in diesem, über Mussolini hinausweisenden Sinn – und stellt in ihrem Antwortbrief vom 10. Februar 1926 klar, dass es ihr nicht gelinge, Mussolini »als jenen Diktator zu identifizieren, den Sie der Menschheit von heute wünschen« (S. 98). Gallarati-Scotti unterzieht Rilkes idealistische Ausführungen einem Realitätstest: Rilkes Worte seien »so schön, dass sie mich tief bewegt haben und mir den Eindruck einer Wirklichkeit und Noblesse geben, die wir leider Gottes eben nicht haben. Wir haben meiner Ansicht nach etwas ganz anderes hier.« (S. 99)

Rilkes postwendende Antwort vom 14. Februar zeugt durchaus von »Lernfähigkeit«. ⁴³ Er habe einen »Dilettanten-Brief« geschrieben und »in Ihrem guten Empfangen sind meine Gedanken gereift [...]; von Ihrer Besorgnis korrigiert, haben sie etwas wie eine ganz vorläufige Festigkeit, die eher einem Wunsch entspricht als dieser zudringlichen und nicht zu durchschauenden Wirklichkeit, deren tägliche Gefahr Sie fühlen« (B, S. 416). Rilke erkennt die »Korrektur« seiner Briefpartnerin an und stimmt ihr darin zu, dass seine Äußerungen über diktatorische Gewaltanwendungen eher einem »Wunsch« als der italienischen »Wirklichkeit« entspringen. Das mag man unbefriedigend finden, weil sich Rilke auch damit nicht grundsätzlich von diktatorischer Gewaltausübung distanziert. Aber immerhin gesteht er zu, dass der italienische Faschismus dem von ihm entworfenen Ideal *nicht* entspricht.

43 Baer: Das Rilke-Alphabet, S. 185.

Unlauter ist die Kommentierung dieser Passage durch Kunisch, der in Rilkes Worten nur zum Ausdruck gebracht sieht, »dass Lella in einer anderen politischen Wirklichkeit lebt als er« (S. 117). Beharrlich weigert sich Kunisch anzuerkennen, dass Rilke »der brutalen Gewalt eines Mussolini« (S. 37) nirgends zustimmt und seine positiven Äußerungen zur Gewalt ausdrücklich nicht mehr auf das zeitgenössische Italien bezogen wissen will. Die entscheidende Referenz von Rilkes Briefen des 17. Januar und 14. Februar 1926 sind nicht die konkreten politischen Verhältnisse in Italien, sondern die Briefe Gallarati-Scottis vom 10. Januar und 10. Februar 1926. Wie meistens, wenn Rilke Antwortbriefe schreibt, denkt er sich spontan in sie hinein, ja improvisiert gleichsam eine Antwort aus der Resonanz heraus, die von den empfangenen Briefen erzeugt wird.

Es gibt aus den 1920er Jahren, in denen Rilke sich nach Kunischs Darstellung zu einem gewaltaffinen »Salonfaschisten« entwickelt hat, allerdings durchaus eine explizite Stellungnahme zur »brutalen Gewalt« von Rechtsextremen. Sie bezieht sich auf die Ermordung des deutsch-jüdischen Außenministers Walter Rathenau durch die rechtsterroristische Organisation Consul am 24. Juni 1922. Obwohl Kunisch auf den persönlichen Kontakt Rilkes zu Rathenau hinweist und die Ermordung erwähnt (vgl. S. 166), verschweigt er sowohl den politischen Hintergrund der Täter als auch Rilkes lange bekannte Reaktion darauf.

Als Rilke von dem Attentat erfährt, schreibt er schon am 26. Juni 1922 »im Bann des Entsetzens« an Rathenaus Schwester Edith Andrae-Rathenau, und zwar nicht nur aus persönlicher Betroffenheit heraus, sondern ausdrücklich im Hinblick auf den »eine weiteste Allgemeinheit angehenden Verlust« (BzP, S. 386). Rilke würdigt das politische Engagement des liberalen Demokraten und kommt auch auf dessen gewaltsamen Tod zu sprechen: »Ist die Strömung böser Gewaltsamkeit schon zu stark geworden, als dass die Einzelnen, wahrhaft Helfenden und rein Wollenden, wider sie bestünden?« (BzP, S. 386) Auch gegenüber Nanny Wunderly-Volkart äußert sich Rilke entsetzt angesichts dieses »neuen Verbrechen[s], dieser heillosen Ermordung Walter Rathenau's«. ⁴⁴ Rilke stimmt rechtsextremer Straßengewalt und der Eliminierung politischer Gegner also explizit *nicht* zu, sondern zeigt sich ganz im Gegenteil über deren gesellschaftliche Auswirkungen besorgt.

4. Rilke, ein Antidemokrat?

Dass Kunisch diesen für seinen Kontext so wichtigen Zusammenhang ausblendet, hat womöglich auch damit zu tun, dass der Fall Rathenau deutlich macht, dass Rilke nach dem Kriegsende keineswegs einer »entschlossenen antidemokratischen Haltung« (S. 131 f.) anhing. Als Rathenau im Kabinett Wirth, das ein deutlich konservativeres (ohne Beteiligung der SPD) abgelöst hatte, zum Minister für Wiederaufbau ernannt worden war, hatte Rilke ihm am 2. Juni 1921 gratulierend »alle meine Wünsche« (BzP, S. 347) geschickt. Im Kondolenzbrief an Rathenaus Schwester bekräftigt Rilke

⁴⁴ Rainer Maria Rilke: Briefe an Nanny Wunderly-Volkart. 2 Bde. Bd. 2. Hg. von Rätus Luck. Frankfurt a.M. 1977, S. 770 (Brief vom 28. Juni 1922).

noch einmal, dass er den politischen Zielen Rathenaus »aus grosser Ueberzeugung und Hoffnung heraus« (BzP, S. 386) zugestimmt habe. All das steht quer zu Kunischs insistierender Behauptung, Rilke habe »keine Alternative zu einem Faschismus italienischer Prägung mehr« (S. 172) erblickt, »die faschistische Politik Mussolinis 1926 für die einzig zukunftsweisende« (S. 291) gehalten und »Mussolinis Faschismus als nicht nur für Italien einzig möglichen Ausweg aus einer verfahrenen politischen Situation« (S. 180) angesehen.⁴⁵

Dem widerspricht auch, dass Rilke nach dem Ersten Weltkrieg – wie er noch am 18. Dezember 1925 an Arthur Fischer-Colbrie schreibt – mit ausdrücklichem »Beifall« (BzP, S. 459) die Gründung der Tschechoslowakei verfolgte, deren Staatsbürger er ab 1920 war. Als Staatspräsident Tomáš Garrigue Masaryk (der sich schon vor 1914 als progressiver Politiker einen Namen gemacht hatte und sich u.a. für Meinungsfreiheit und Gleichberechtigung der Geschlechter sowie gegen Antisemitismus und Todesstrafe engagierte) 1921 die linksbürgerliche Zeitung *Prager Presse* gründete, stellte Rilke ihr umgehend eines seiner Gedichte zum Abdruck zur Verfügung – und noch im Dezember 1925, also wenige Wochen vor den Briefen an Gallarati-Scotti, würdigt Rilke den weiterhin amtierenden Masaryk als einen »Mann von universeller geistiger Bedeutung« (BzP, S. 459). Es finden sich keinerlei Anzeichen dafür, dass Rilke diese junge parlamentarische Demokratie ablehnte, die sich in den 1930er Jahren (bis zur deutschen Besetzung 1938) als eine der stabilsten Demokratien in Mitteleuropa erweisen sollte, oder sich gar deren Faschisierung wünschte. Kurz gesagt: Rilke zum Faschisten zu erklären ist nur möglich unter tendenziöser Ausblendung aller dem entgegenstehenden und in andere politische Richtungen weisenden Briefstellen.

5. *Geistesmensch. Rilke und das Mussolini-Bild der 1920er Jahre*

Wenn Rilkes positive Äußerungen über Mussolini und die politische Entwicklung im Italien der 1920er Jahre nicht auf eine faschistische Ideologie zurückzuführen sind, stellt sich freilich die Frage, wie sie stattdessen zu erklären sind. Ein erster Erklärungsansatz erschließt sich, wenn man – anders als Kunisch – das zeitgenössische Mussolini-Bild zur Kenntnis nimmt.

Auf der ersten Seite von Kunischs Buch wird Mussolini als »ein aufgeblasener Politclown« (S. 9) eingeführt, der sich – so der Tenor des Buchs – mit Kultur und Literatur ausschließlich zu Propagandazwecken befasst habe. Dieses Bild steht jedoch in deutlichem Widerspruch zum Stand der geschichtswissenschaftlichen Forschung, die Mussolinis Machtausübung »als ›charismatische Herrschaft‹«⁴⁶ bezeichnet, und zwar in Bezug auf öffentliche Auftritte wie auf private Audienzen. Dass Mussolini insbesondere »auf Künstler eine größere Faszination ausübte als

45 Abgesehen davon: Man darf freilich schon die Frage aufwerfen, wie viele Autorinnen und Autoren der 1920er Jahre man überhaupt als aufrechte Demokraten bezeichnen kann. Demokratieskepsis war auch unter grundsätzlich liberalen Vorzeichen angesichts der politischen und sozialen Krisen der Zwischenkriegszeit weit verbreitet.

46 Schieder: Der italienische Faschismus, S. 9.

andere Diktatoren seiner Zeit«,⁴⁷ hat auch mit seinen literarischen Interessen zu tun, denn Mussolini befasste sich nicht nur mit der italienischen Literatur, sondern schätzte u.a. Kleists Dramen und verfasste Aufsätze zur Lyrik Klopstocks (1908) und August von Platens (1910).⁴⁸ Überhaupt kann der frühe italienische Faschismus (anders als der deutsche) durchaus als kulturaffin bezeichnet werden – er »hatte eine Kultur und war eine Kultur«,⁴⁹ heißt es dazu schon im Rilke-Buch von Ulrich Baer. Auch wenn Zweifel an der intellektuellen Tiefgründigkeit Mussolinis durchaus angebracht sind und er die Kunst politisch instrumentalisierte, steht außer Frage, dass er von seinen zahlreichen (in großer Zahl auch deutschen) Besuchern keineswegs als »Politclown« wahrgenommen wurde, sondern ganz im Gegenteil selbst politisch Andersgesinnte aufgrund seines Charismas, seines Kunstinteresses und seiner politischen Wendigkeit für sich einnahm.

Das gilt etwa für den pazifistischen Schriftsteller Emil Ludwig, der sich offensiv zur Weimarer Republik bekannte und gleichwohl als »wichtigster deutscher Gewährsmann Mussolinis«⁵⁰ fungierte (mit Ludwig tauscht sich Mussolini 1932 über die ihn prägende Heine-Lektüre und die »Torheit des Antisemitismus«⁵¹ aus). Jüngst hat Rüdiger Görner noch einmal darauf hingewiesen, dass auch »der jüdisch-deutsche Vorzeigedemokrat unter den Journalisten der Weimarer Republik«, Theodor Wolff, als Chefredakteur des linksliberalen *Berliner Tageblatts* noch 1930 Mussolini interviewt und darüber eine »Hymne«⁵² veröffentlicht, in der nicht nur Mussolinis »Wärme« und »Genie«⁵³ gepriesen werden, sondern Wolff sich zu einem »Fürsprecher des Faschismus«⁵⁴ macht – weil er ihn als eine rabiate Spielform der Demokratie fehldeutet. Wolf nahm es Mussolini ab, dass dieser in Italien nur eine – so lautet der Leitbegriff seines Artikels – »autoritäre Demokratie«⁵⁵ aufbauen wolle.⁵⁶

Auch zahlreiche nicht-rechte Schriftstellerinnen und Schriftsteller äußerten sich noch deutlich später als Rilke positiv über Mussolini. Der politisch besser als Rilke informierte Stefan Zweig wandte sich 1932 erfolgreich mit einem Gnadengesuch an Mussolini, der daraufhin den zum Tode verurteilten Antifaschisten Giuseppe Germani aus der Haft entließ.⁵⁷ In Zweigs *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*, 1942 in Stockholm erschienen, berichtet Zweig, dass er Mussolini nie getroffen habe: »Und doch wäre es meine Pflicht gewesen, Mussolini, der, wie ich von

47 Schieder: Mythos Mussolini, S. 137.

48 Ebd., S. 40 f.

49 Baer: Das Rilke-Alphabet, S. 182.

50 Schieder: Mythos Mussolini, S. 86.

51 Decker: Rilke, S. 509.

52 Görner: Überlagerungen, S. 111.

53 Theodor Wolff: Bei Mussolini. *Berliner Tageblatt*, 11.5.1930. In Schieder: Mythos Mussolini, S. 221–230, hier: S. 223, 227.

54 Schieder: Mythos Mussolini, S. 130.

55 Wolff: Bei Mussolini, S. 227, auch S. 225 und 226.

56 Schieder: Mythos Mussolini, S. 85.

57 Vgl. dazu Walter Busch/Isolde Schiffermüller: Briefe über den italienischen Faschismus. Rainer Maria Rilke und Stefan Zweig. In: »Am liebsten wäre mir Rom!« Stefan Zweig und Italien. Hg. von Arturo Lacati und Klemens Renoldner. Würzburg 2019, S. 131–151, insb. S. 145–149.

gemeinsamen Freunden wußte, einer der ersten und besten Leser meiner Bücher in Italien war, persönlich Dank zu sagen«. ⁵⁸

Else Lasker-Schüler schreibt 1935 aus dem Exil (nachdem Mussolini das afrikanische Königreich Abessinien überfallen hatte): »Habe immer Mussolini so gern gehabt und verstehe ihn jetzt nicht«, äußert sich aber schon im gleichen Brief wieder versöhnlicher, bleibt über Mittelsmänner in den folgenden Jahren mit Mussolini in Kontakt (»Der Duce hat mich wieder auszeichnen lassen. [...] Er *liebt* meine Gedichte«, heißt es 1936) und schickt ihm noch 1938 (so berichtet sie in einem Brief an Emil Raas) »Blumen von Gethsemane und Steinchen vom Toten Meer« mit der Bitte, »das alte Volk Israel zu schonen«, ⁵⁹ sich also Hitlers Antisemitismus nicht anzuschließen. ⁶⁰

So befremdlich und naiv es aus heutiger Sicht erscheinen mag: Auch von Rilke wurde Benito Mussolini als ein literaturaffiner Geistesmensch wahrgenommen. Das einzige explizite Lob Mussolinis bezieht sich auf eine Rede zu städtebaulichen Fragen, genauer: auf die »Schönheit«, also eine ästhetische Qualität dieser Rede. Im direkten Anschluss schreibt Rilke an Gallarati-Scotti, dass man ihn bei seinem Paris-Aufenthalt von 1925 den Dichter Giuseppe Ungaretti »bewundern gelehrt« (B, S. 389) habe. Rilke besaß Ungarettis frühen Gedichtband *Il porto sepolto* in der zweiten Auflage, die von einer euphorischen Widmung Mussolinis eröffnet wird. Kunisch weist zurecht darauf hin, dass Ungaretti seit 1915 persönlich mit Mussolini bekannt war und sich lange Zeit für den Faschismus engagierte – ob Rilke davon wusste, ist allerdings unklar.

Sicher ist, dass Ungarettis Gedichtband hermetische Lyrik enthält, wie die Avantgarde sie schätzte: Ingeborg Bachmann übersetzte ebenso wie Paul Celan Ungaretti-Gedichte ins Deutsche. Auch Mussolinis Widmung bezieht sich ausschließlich auf das literarische Schreiben Ungarettis, setzt also keine politischen Akzente. So wenig empfehlenswert es zweifellos ist, politische Akteure nach deren ästhetischen Vorlieben zu bewerten: Rilkes Aufgeschlossenheit gegenüber Mussolini ist offensichtlich davon begünstigt worden, dass er der Überzeugung war, es mit einem künstlerisch empfänglichen und damit womöglich selbst »begnaden« Politiker zu tun zu haben.

Das ist auch insofern relevant, als die Orientierung am »Geistigen« alle von Rilke besonders geschätzten Politiker verbindet. Wie gesehen ist Rilke von Masaryks »universeller geistiger Bedeutung« überzeugt: Masaryk war habilitierter Philosoph

⁵⁸ Stefan Zweig: Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. 46. Aufl. Frankfurt a.M. 2024, S. 390.

⁵⁹ Else Lasker-Schüler: Werke und Briefe. Kritische Ausgabe. 11 Bd. Hg. von Norbert Oellers und Andreas B. Kilcher. Frankfurt a.M. 1996–2011, Briefe vom 6. Dezember 1935 (Bd. 9, S. 274), 14. Juli 1936 (Bd. 9, S. 378 f.) und 23. März 1938 (Bd. 10, S. 133).

⁶⁰ Die Texte von Ludwig und Wolff sowie Zweigs Verbindungen zu Mussolini werden bei Kunisch nicht erwähnt, zu Lasker-Schüler liest man in einer Anmerkung: »Wenn etwa Franz Werfel oder Else Lasker-Schüler zeitweilig für Mussolini Position ergriffen, geschah das meist unter dem Aspekt von Mussolinis bis 1938 »zurückhaltender« Politik gegenüber Juden.« (S. 315) Das ist nicht ganz falsch, unterschlägt aber wiederum die Literatur-bezogene Komponente und das im Ganzen äußerst positive Mussolini-Bild Lasker-Schülers.

und seit 1882 Professor an der Prager Karls Universität; immer wieder schaltete er sich in intellektuelle Debatten ein. Walter Rathenau sei es (so schreibt Rilke an dessen Schwester) »zur ununterbrochenen fast schon unwillkürlichen Leistung geworden [...]: Geistes-Gegenwart zu stiften, ich meine schwingende Gegenwart des Geistes in allen Dingen und Beziehungen des Handelns und Hervorbringens« (BzP, S. 386). Auch als Autor kulturdiagnostischer Texte, darunter die im S. Fischer Verlag veröffentlichten Bücher *Zur Kritik der Zeit* (1912) und *Zur Mechanik des Geistes* (1913), wurde Rathenau von Rilke geschätzt, der besonders hervorhebt, dass dieser sich als Politiker »eine so lebendige Beziehung zu uns, den künstlerisch arbeitenden, geschaffen habe, dass er nicht ruhte, bis nicht auch das scheinbar materiellste, Inertste [sic!] in den geistigen Raum einbezogen war.« (BzP, S. 386 f.) Analog dazu lassen sich Rilkes Sympathien für die erste Münchner Räterepublik von 1919 auch damit erklären, dass er sie als eine geistige Bewegung erlebte (und z.B. die Sprache der Aufrufe lobte), da sie von Schriftstellern und Intellektuellen wie Kurt Eisner und Ernst Toller getragen wurde, die Rilke persönlich kannte und denen er seine Schwabinger Wohnung als Treffpunkt zur Verfügung stellte. Nach Augenzeugenberichten beteiligte er sich ostentativ nicht an den in seiner Wohnung stattfindenden politischen Gesprächen, wie er auch sonst in Gesellschaften geschwiegen haben soll, sobald politische Themen aufkamen. Während der Begriff des »Salonfaschisten« eine Vorstellung von intellektuellen Feingeistern evoziert, die das rechte Gedankengut rhetorisch wohlgeschliffen, ja charmant in den besseren Häusern verbreiten, sind von Rilke zu keiner Zeit und in keiner politischen Richtung Äußerungen aus irgendwelchen Salons oder anderen Zusammenkünften überliefert. Politisches Vertrauen entwickelte er dort, wo er »Geistesmenschen« am Werk sah, denen er einen Zugang zur höheren Welt und Wahrheit zutraute – und als solchen nahm er (wie viele seiner in dieser Sache völlig unverdächtigen Zeitgenossen) offensichtlich auch Mussolini wahr.

6. Sehnsucht nach Ordnung.

Rilkes Sicht auf die europäische Nachkriegskonstellation

Rilke hat den Ersten Weltkrieg nicht nur als eine Zeit des kollektiven Schmerzes, sondern auch der fast vollständigen Erlahmung seines literarischen Schreibens erlebt. In den Nachkriegsjahren wurde er vor allem von der Sorge um stabile Rahmenbedingungen für seine Arbeit umgetrieben. In einem Brief aus dem Sommer 1920 heißt es z.B.: »Soviel ist gewiß: ich bin für Jahre hinaus kein Reisender mehr, alle meine Bedürfnisse treffen in einem einzigen Anspruch auf Stabilität zusammen.«⁶¹ In der Schweiz hatte er mit viel Glück und der Hilfe neuer Freunde wie Nanny Wunderly-Volkart und Werner Reinhart einen Schutzraum gefunden, ab Herbst 1921 im Chateau Muzot bei Sierre sogar den ersehnten »Elegienort«. Aber wirklich sicher fühlte er sich nicht, wenn er die Entwicklung in den anderen Ländern beobachtete. Alles, was Rilke ab 1919 zum politischen Geschehen in Europa

61 Rilke: Briefe an Wunderly-Volkart, Bd. 1, S. 268 (Brief vom 8. Juli 1920).

schrieb, einschließlich der Briefe an Gallarati-Scotti, ist vor dem Hintergrund seiner Angst vor einem Wiederaufflammen des Kriegs zu sehen.

Dazu gehören zuvörderst die zahlreichen aggressiven Ausfälle gegen Deutschland, in Rilkes Augen die gefährlichste Nation Nachkriegseuropas. Schon der erste explizit politische Brief an Aurelia Gallarati-Scotti vom 23. Januar 1923 ist vor allem eine Abrechnung mit Deutschland, genauer: mit dem preußisch geprägten Deutschland. Eine hoffnungsvolle kulturelle Entwicklung der Länder des alten Deutschen Bundes sei, so Rilke, durch den brutalen Einigungsprozess der Jahre 1866–1871 zunichte gemacht worden. Nietzsche hatte von der »Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des ›deutschen Reiches‹«⁶² gesprochen, Rilke beklagt gleichsinnig eine Zerstörung kultureller Vielfalt, zu der gerade auch die süddeutschen Länder und Österreich viel beigetragen hätten, durch die »schreckliche[] [...] Hegemonie« des allein durch militärische Stärke zur Führungsmacht aufgestiegenen Preußen; diesem Gebilde gegenüber fühlte sogar er sich – was selten genug vorkam – als »guter Österreicher« (B, S. 282). Kunisch zitiert diesen Brief wieder ausschließlich im Hinblick auf die spätere Parteinahme für Mussolini (vgl. S. 171–183). In einem das gesamte Buch prägenden Entlarvungsgestus will er herausstellen, dass Rilke zwar von deutschnationaler Gesinnung weit entfernt war, aber sehr wohl nationalistisch dachte: im Sinn nämlich eines »romanischen Nationalismus« (S. 182), zu dem er sich 1926 gegenüber Gallarati-Scotti bekannt habe.⁶³

Abgesehen davon, dass Rilke hier eine kulturelle, auf das vorchristliche Imperium Romanum zurückgehende Identität in Anspruch nimmt, die vom modernen Nationalismus strikt zu unterscheiden ist, verblüfft in Kunischs Kommentierung die Nonchalance, mit der er den Zeitpunkt dieser Deutschland-Verdammung mehr oder weniger übergeht. Der Januar 1923 war der Monat der Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen. Es war die erste militärische Aktion einer der ehemaligen Kriegsparteien gegen den früheren Feind, für Rilke ein veritabler Schock. Die Briefe vom Jahresanfang 1923 dokumentieren eindringlich seine Angst, das besiegte Deutschland werde wieder zu militärischen Mitteln greifen. Am 16. und 30. Januar gehen zwei Schreiben an Nanny Wunderly-Volkart, die den Brief vom 23. an Gallarati-Scotti wütig flankieren. Einleitend heißt es dort zwar, die Franzosen hätten »vermuthlich unrecht gehabt, ihre Sache auf *diese* Spitze zu treiben«, dann schwenkt Rilke aber sofort um auf die »Widerwärtigkeit« der deutschen Regierung »in ihrem Aufhetzen und Anstiften« (BzP, S. 403). Kein Wort darüber, dass der französische Einmarsch auch nach Ansicht vieler internationaler Beobachter völkerrechtswidrig war, kein Wort, dass die Regierung Cuno nur zu *passivem* Widerstand aufgerufen hatte. Rilke spricht im Präsens vom »Unheil, das Deutschland seit 1914 über die Welt verhängt« (BzP, S. 401), und betont gegenüber der Schweizer Freundin, wie wenig *sein* Deutsch mit dem wilhelminischen Deutsch zu tun habe: »Ach, Chère, wie *wie* hasse ich dieses Volk [...], seit es »groß« gewor-

62 Friedrich Nietzsche: Kritische Studienausgabe. Bd. 1. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin/New York 1988, S. 160.

63 Wäre er in Frankreich oder Italien geboren worden, schrieb Rilke, hätte er dort »mit Überzeugung und Begeisterung Soldat sein können [...], kameradschaftlich bis zum äußersten Opfer« (B, S. 418).

den ist, mit Preußen als Kern dieser Großheit: welches *Un*-Wesen! Niemand wird je behaupten können, daß ich *seine* Sprache schreibe.« (BzP, S. 403)⁶⁴

Die Details von Rilkes Reaktion auf die Ruhrbesetzung werden von Kunisch ausgeblendet. Er erwähnt zwar den Versailler Vertrag, auf dessen Nichterfüllung die Franzosen sich zur Legitimierung ihres Einmarsches beriefen (vgl. S. 168 f.), verzichtet aber auf eine Darlegung von Rilkes eigenwilliger Haltung zu diesem Abkommen. Dessen berühmter Artikel 231 erklärte Deutschland und seine Verbündeten bekanntlich zu den alleinigen Urhebern des Kriegausbruchs 1914. In seiner Germano- (bzw. Borussophobie) war Rilke überzeugt, dass es tatsächlich das wilhelminische Kaiserreich war, das vollumfänglich die Verantwortung für den Eintritt der Katastrophe trug. Und er war, wichtiger noch, der Ansicht, auch von dem Nachfolgestaat, der jungen deutschen Republik, gehe weiterhin eine eminente Bedrohung für den europäischen Frieden aus. Im Brief an Wunderly-Volkart vom 30. Januar 1923 visioniert er – rückblickend auf Lenins legendäre Bahnreise von Zürich nach St. Petersburg mit Hilfe des deutschen Generalstabs – sogar ein Bündnis Deutschlands mit Sowjetrußland: Die deutschen »Großthuer, die Profiteure, die Geldmacher« wären lüstern, gemeinsam »mit allen Greueln der Bolschewisten« (BzP, S. 412) Versailles zu revidieren und die von den Siegermächten installierte Nachkriegsordnung zu zerstören.⁶⁵ Das parteiübergreifend vorgebrachte Argument der übertriebenen Reparationslasten, die Deutschland durch den Versailler Vertrag aufgebürdet worden seien, ließ Rilke nicht gelten. Wenn man 1919 bereits gewusst habe, dass man diesen Verpflichtungen nicht nachkommen könne, schrieb er Wunderly-Volkart, hätte man den Vertrag eben nicht unterzeichnen und die dann unvermeidliche Besetzung des Landes durch alliierte Truppen in Kauf nehmen sollen: Ein französischer Einmarsch schon damals »hätte vielleicht wirklich zur Ordnung und zur Aufräumung der formlosen Umstände des Kriegsendes beigetragen« (BzP, S. 411).

64 Für Rilkes Weigerung, sich auch nur annähernd öffentlich über Politik zu äußern, ist der Brief vom 16. Januar 1923 ein gutes Beispiel: Die wütendsten antideutschen Passagen schrieb Rilke auf normalem weißen Papier nieder, als verfasste er einen polemischen, über den Status der privaten Mitteilung hinausgehenden Essay. Diesen Text legte er dann ein in die Bögen seines blauen Briefpapiers. Neun Tage später bat er Nanny Wunderly-Volkart, das »kleine politische *weiße* Beiblatt« zu vernichten (BzP, S. 407; Brief vom 25. Januar 1923).

65 Rilke stand der russischen Oktoberrevolution 1917 zunächst positiv gegenüber, bevor er sich 1926 kritisch zur politischen Lage in Rußland äußerte – für Kunisch macht das »unmissverständlich deutlich, dass sich Rilkes politische Meinung nach dem Ersten Weltkrieg fundamental verändert hat« (S. 45). Kunisch ignoriert, dass sich in dieser Zeit vor allem die politischen Verhältnisse in Rußland fundamental verändert hatten, worüber Rilke, der 1925 in Paris auf Exilrussen traf, zumindest grob informiert gewesen sein dürfte. In seinem Brief an Gallarati-Scotti vom 17. Januar 1926 bezieht er sich ausdrücklich auf die *Entwicklung* in Rußland: »Die ›Sowjets‹ haben uns gezeigt, wohin der Weg der Freiheit führt« (B, S. 399) – und von ›Freiheit‹ wird man in Bezug auf die russischen Verhältnisse von 1926 in der Tat nicht mehr reden können: Die einzig noch zugelassene Partei war die Kommunistische Partei der Sowjetunion (Bolschewiki), eine Opposition innerhalb der Partei war nach dem 10. Parteitag 1921 kaum noch möglich, Presse- und Meinungsfreiheit existierten praktisch nicht mehr, Versammlungsfreiheit war nur für regimetreue Organisationen gegeben und die Geheimpolizei überwachte Bevölkerung und politische Gegner.

Mit seinen Positionierungen zum Vertrag von Versailles und dem Einmarsch ins Ruhrgebiet stand Rilke unter den deutschsprachigen Schriftstellern allein auf weiter Flur. Auch des Deutschnationalismus unverdächtige Autoren wie Robert Musil oder die Brüder Heinrich und Thomas Mann kritisierten den ›Gewaltfrieden‹ und die fortbestehende aggressive Härte der französischen Regierung, da sie der Weimarer Republik zu wenig Spielraum lasse und damit die Stabilisierung des Landes untergrabe.⁶⁶ Rilke, im französischsprachigen Wallis lebend und sich durch französische Zeitungen über das politische Geschehen informierend, trat in dieser Debatte (wohlgemerkt: nur gegenüber engen Freunden) auf wie ein entschiedener französischer Nationalist.

Es ist nun aufschlussreich zu verfolgen, wie diese Identifikation Rilkes mit seiner Wahlheimat Frankreich ab 1923 Risse zeigte und ihn in den folgenden Jahren übergreifend auf die »Völker lateinischer Rasse« (B, S. 418) als Gegengewicht gegen Deutschland setzen ließ. Daraus ergab sich schließlich in seinem Todesjahr der Eindruck, dass allein noch Italien die nötige Stabilität für die Erfüllung dieser Aufgabe besitze – verbunden mit dem Lob für Mussolini.

Schon der bereits zitierte Halbsatz aus den Briefen an Wunderly-Volkart vom Januar 1923, die Franzosen hätten es mit der Entsendung von Truppen vielleicht übertrieben, verrät eine erste Irritation. Um seine Überzeugung von der Alleinschuld Deutschlands auch im Fall des Ruhrkonflikts aufrechtzuerhalten, behalf sich Rilke gegenüber Wunderly-Volkart zunächst mit der Konstruktion, die perfide deutsche Regierung treibe Frankreich geschickt in eine Gewalteskalation hinein, um selbst vor der Weltöffentlichkeit als Opfer dazustehen – ein Opfer, das berechtigterweise zurückschlagen darf:

Deutschland nur bemüht, den Versailler Vertrag loszuwerden, thut alles, um Frankreichs zuerst so sachliche und bescheidene Gewaltsamkeit zu steigern, sie immer weiter ins Bewaffnete zu treiben, damit es im augenscheinlichsten Unrecht seiner militärischen Erscheinung sich bloßstelle – – Wann aber, wann wird endlich Deutschlands ungeheueres Unrecht erweisbar sein? (BzP, S. 412)

Eine gleichgewichtige Zuschreibung des ›Unrechts‹ wird auch hier nicht vorgenommen, das deutsche ist einfach ›ungeheuer‹, das französische für Rilke nach wie vor eher eine Reaktion auf die deutschen Provokationen. Aber er spricht nun immerhin von französischem Unrecht, im selben Absatz sogar vom »böse[n] Beispiel der Gewalt des französischen Eingriffs«. In Bezug auf Frankreich hielt Rilke an dieser Argumentationslinie bis zuletzt fest. Am 25. Juni 1926 schildert er Wilhelm Hausenstein einen eigentümlichen Chiasmus, den er im deutsch-französischen Verhältnis ausgemacht habe: das im Krieg unterlegene Deutschland sei aufgrund des Entgegenkommens der Alliierten zum heimlichen Gewinner aufgestiegen, was ein

66 Zum Thema ›deutsch(sprachig)e Schriftsteller und Versailles‹ vgl. Helmuth Kiesels konzise Zusammenfassung der Debatte in den ersten Jahren der Weimarer Republik in Helmuth Kiesel: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1918–1933*. München 2017, S. 251–261.

»genaues Widerspiel« finde »in den ungeheuren Wirrnissen und Bedrängnissen, die Frankreich aus seinem Siege entstehen« (BzP, S. 492).

Mit den »Wirrnissen« zielte Rilke auf die Folge von Krisen, in die Frankreich durch die Ruhraktion geriet. Zwar musste Deutschland den passiven Widerstand im Herbst 1923 aufgeben, was Frankreich kurzfristig als Triumphator erscheinen ließ. Die weiterhin extrem konfrontative Politik des Ministerpräsidenten Raymond Poincaré (Kunisch verwechselt ihn mit dem Physiker Henri Poincaré, vgl. S. 168) isolierte das Land aber von den anderen Siegermächten und bescherte ihm wachsende finanzielle Schwierigkeiten. Zu dem gewaltigen Haushaltsdefizit, das wesentlich zu dem Entschluss beigetragen hatte, sich die Bodenschätze des Ruhrgebiets zu sichern, kam 1924 eine langwierige Inflation hinzu. Poincaré verlor die Mai-Wahlen zum Abgeordnetenhaus, aber auch die folgenden liberalen Regierungen bekamen die Wirtschaftsprobleme nicht in den Griff, so dass Poincaré 1926 erneut Ministerpräsident wurde. Rilke konnte diese Turbulenzen als regelmäßiger Leser des *Figaro* verfolgen, während seines langen Paris-Aufenthalts 1925 aber auch vor Ort. Sie bewiesen in seinen Augen generell die Unfähigkeit der parlamentarischen Demokratie, für eine stabile Ordnung zu sorgen. Und die »Sehnsucht nach Ordnung« (B, S. 399, »mon désir vers l'ordre«) – einer Ordnung, die die Wiederkehr des Kriegs verhindern sollte – war Rilkes Hauptantrieb in diesen Jahren.

Den entscheidenden Anstoß zur Glorifizierung Italiens – »Glückliches Italien!« (B, S. 418), heißt es in den Briefen an Gallarati-Scotti, das »einzige Land, das aufsteigt und gedeiht« (B, S. 399) – gab dann ein am 14. Januar 1926 ebenfalls im *Figaro* erschienener Artikel des Schweizer Historikers Gonzague de Reynold unter dem Titel *Le Bilan européen*. Rilke legte ihn seinem Brief an Gallarati-Scotti vom 17. Januar bei, in dem er ihr seine Reflexionen über Freiheit und Diktatur unterbreitete. Die europäische Bilanz, die Reynold zieht, lautet drastisch zusammengefasst: wirtschaftliches Chaos überall, außer in Italien. Und warum floriere Italien als einziges Land? Weil es dank des faschistischen Regimes kein politisches Chaos kenne! In Reynolds suggestiver Frage-Antwort-Rhetorik: Warum gibt es in Italien mehr Arbeit als vor dem Krieg? »Weil die Sicherheit regiert.« Und warum regiert die Sicherheit? »Weil die Regierung regiert.« Dass die Regierung Mussolini dabei durchaus rüde vorgehe, die Presse mundtot mache, Oppositionspolitiker schikaniere, gibt Reynold unumwunden zu. Es spielt für ihn aber schlicht keine Rolle. Die Freiheitsapostel sollen schweigen: »Wahre Freiheit bedeutet Ordnung auf den Straßen, in den Bahnhöfen, in den Fabriken.«⁶⁷

Rilkes Ausführungen zur wohlthätigen Gewalt der Diktatoren sind letztlich nichts anderes als ein ausufernder Kommentar zu Reynolds Artikel. Das entschuldigt das politisch Naive dieser Überlegungen nicht. Das Empörende der Wendung gegen freiheitliche Demokratie, Humanität, soziale Gerechtigkeit muss festgehalten werden. Rilke sei politisch »nicht zu retten«,⁶⁸ resümiert Ulrich Baer schon 2006 – und darin ist ihm zwanzig Jahre später unbedingt zuzustimmen. Aber Rilke hat das

67 Storck zitiert den französischsprachigen Artikel im Anhang der Briefe zur Politik (alle Zitate in BzP, S. 675), Übers. Manfred Koch.

68 Baer: Das Rilke-Alphabet, S. 184.

Recht, in den lebensgeschichtlichen Motivationen, die seinen politischen Fehlurteilen zugrunde liegen, ernst genommen zu werden.

7. ›Glückliches Italien!‹ Rilkes Einheitsfantasien

Begünstigt wurde Rilkes positives Italienbild zudem von einem Gedanken, der in den Briefen an Gallarati-Scotti ein Leitmotiv darstellt, dem weder in den apologetischen noch in Kunischs kritischen Lektüren besondere Bedeutung zugemessen wird: Rilkes Bild Italiens als einer historischen, geografischen, ideologischen und emotionalen ›Einheit‹. Schon im Brief vom 23. Januar 1923, also drei Jahre vor der Mussolini-Erwähnung, kommt Rilke darauf zu sprechen, und zwar ausdrücklich als positives Gegenbild zur eigenen historischen wie geografischen ›Wurzellosigkeit‹. Die 1866 eingeleitete deutsche Einigung unter preußischer Herrschaft wird von Rilke als »Anfang vieler Irrtümer« bezeichnet, »unter denen wir noch heute leiden« (B, S. 282), womit die Nationalgeschichte als positiver Identifikationsanlass für ihn ausfalle. Zwar könne er sich mit der deutschen Sprache »eins fühlen«, aber »niemals mit dem Gebrauch, den meine Zeitgenossen von ihr machen« (B, S. 282). Zudem sei er nicht von Deutschland, Österreich oder Böhmen, also seiner Herkunftsregion »geformt« worden, sondern von »Rußland, [...] Frankreich, Italien, Spanien«: »Wir werden sozusagen vorläufig geboren, irgendwo« (B, S. 282 f.).

Rilke entwirft ein Selbstbild maximaler nationaler, historischer und kultureller Entfremdung, das von einer Sehnsucht grundiert ist, die er im Folgenden auf Italien und seine dort lebende Briefempfängerin projiziert (die zudem adliger Herkunft ist und auch damit einer rilkeschen Wunschvorstellung entspricht):

Bei manchen stimmt der Ort ihrer geistigen Geburt überein mit dem, den ihre Ausweise vermerken, und es muß ein unerhörtes Glück bereiten, bis in diesem Punkt mit seiner Umgebung identisch zu sein!

Wenn ich an Sie denke und diese stets lebendigen Erinnerungen vergleiche mit der, die ich Ihrem Land bewahre, seiner glühenden, von so vielen Jahrhunderten gepriesenen Natur, verstehe ich, daß Sie diese Einheit leben, daß Sie dort zuhause sind wie die Dryade im Baum, – und ich wünsche, daß das Leben, still und gut, Sie alle Glückseligkeiten dieses Zustands ohne Zweifel und Sehnsucht empfinden läßt. (B, S. 283)

Rilke schreibt seiner Briefpartnerin eine stabile raumzeitliche Verankerung in Italien zu, die er bis ins Mythische hinein überhöht (und damit zugleich an die griechisch-römische Antike koppelt): So eng wie die Dryaden mit ihren Bäumen verbunden sind (als deren Seelen sie gelten), möchte Rilke auch Gallarati-Scotti als ›unerhört glückliche‹ Italienerin sehen. Dass Gallarati-Scotti umgehend widerspricht und ihre Gegenwart als »Krisenzeit« bezeichnet, die von einer unseligen Liaison des »Faschismus« mit »industrielle[n] Interessen« (S. 180) geprägt sei, kann gegen Rilkes Idealisierung Italiens nichts ausrichten.

Nicht von ungefähr ist Rilkes Mussolini-Lob vom 5. Januar 1926 wiederum ein-

gebunden in eine Italien im Ganzen geltende Perspektivierung: »welch ein Aufschwung nicht nur in der Literatur, sondern auch im öffentlichen Leben!« (B, S. 389) Und auch die positiven Äußerungen zur diktatorischen Gewaltanwendung im Brief vom 17. Januar 1926 werden von Rilke assoziiert mit seinem idealisierten Italienbild: Italien sei »das einzige Land«, das im Gegensatz zu seinen Nachbarländern »Leben und einen guten Willen« zeige und von einem »vitale[n] Einverständnis« (B, S. 399) getragen sei. Selbst nachdem er zu Beginn seines Briefes vom 14. Februar 1926 zugestanden hat, dass sein Ideal eines »maßvollen Regimes« nicht mit Mussolinis Herrschaft zur Deckung zu bringen sei, fällt Rilke in sein Einheitspathos zurück:

Bei Ihnen, mehr noch als in Frankreich, ist das Blut wahrhaftig *eins* und in gewissen Augenblicken kann die Idee, von diesem Blut getragen, *eine* sein. Die romanische Idee zählt zu den wenigen, die zu bestimmten Wendepunkten der Geschichte eine allumfassende Gültigkeit hätte erwerben können [...]. Es ist wahr, man kann solch eine Vergangenheit nicht neu beleben, aber sie erinnernd, kann man darauf bauen. Es ist diese gefühlte und mitgefühlte Einheit, diese glorreiche Vergangenheit, deren Riesenspuren Ihre Erde trägt, die diesen Erbauer italienischen Willens möglich macht, diesen Schmied eines neuen Bewußtseins aus der neu entfachten Flamme eines alten Feuers. Glückliches Italien! (B, S. 418)

Rilkes positives Italien- und Mussolinibild ist von einer Rhetorik der Einheit durchzogen, gegen die Gallarati-Scottis kontinuierlich geäußerte Einwände machtlos sind. Insofern ist Kunisch zuzustimmen, der auf den Fiktionscharakter der von Rilke konstatierten Homogenität hinweist, da die Einheitsidee »den nach wie vor unzähligen Spannungen zwischen Süden und Norden, aber auch den diversen Kämpfen in den verschiedenen Regionen, von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, widerspricht – und erst recht der Spaltung des Landes in ein konformes »Gut« und ein drangsaliertes, renitentes »Böse«, die Mussolini mit seiner Politik gerade vorantreibt.« (S. 125) Auf Basis eines ausgeprägten Deutschlandhasses und der eigenen »kompositen Heimath« (BzP, S. 352), die er immer wieder als defizitär empfindet, ist Rilke seit seinen beiden Russlandreisen anfällig für schwärmerische Glorifizierungen nationaler oder religiöser Eingebundenheiten, die ihm selbst verwehrt geblieben sind.

Hier liegt das eigentliche Einfallstor für den italienischen Faschismus bei Rilke. Dieses Tor ist nicht an eine faschistische Ideologie gebunden (und schon gar nicht als politische Überzeugung zu begreifen), sondern öffnet sich immer dort, wo Rilke kulturgeschichtliche Konstellationen von Einheit und Ganzheit zu erkennen glaubt oder unbedingt finden will. Tendenzen dazu finden sich bereits in der frühen Erklärung des böhmisch-tschechischen Landlebens, bevor ab 1898 Russland zum Sehnsuchtsort wird, und zwar schon dort mithilfe einer radikalen Ausblendung der realen Lebensverhältnisse bis hin zum »Zynismus«. ⁶⁹ Russland wurde für Rilke (so Thomas Schmidt) zum »Imaginationsraum, in den er die Kindheitssehnsüchte nach

69 Thomas Schmidt: Wurzel schlagen. Rilkes lebenslange Russlandliebe. In: »Meine geheimnisvolle Heimat«. Rilke und Russland. Hg. von Thomas Schmidt unter Mitarbeit von Julia Maas. Berlin 2020, S. 7–37, hier: S. 28.

Geborgenheit in Kultur, Sprache und Religion hineinprojizieren konnte«⁷⁰ – und damit zur Präfiguration seiner späteren Äußerungen über Italien.⁷¹

Dass Rilkes Italien- mit seiner Russlandbegeisterung gleichwohl nicht ganz Schritt halten kann, hängt mit dem Fehlen einer religiösen Komponente zusammen. Im Brief vom 17. Januar 1926 distanziert sich Rilke von Gonzague de Reynolds positivem Italienessay insofern, als er selbst »kein praktizierender Katholik« (B, S. 399) sei. Und auch im Brief vom 14. Februar 1926 kommt Rilke auf die Religion zu sprechen – in einer Passage, die bezeichnenderweise bei Kunisch keine Erwähnung findet: »Seit meiner Kindheit habe ich die russische, jüdische und moslemische Ganzheit beneidet, weil ihr nationales Element zusammenfällt mit einem tiefen, religiösen Gebot.« (B, S. 417 f.) Rilkes Schnittmenge mit dem faschistischen Italien ist eine Einheits- und Ganzheitsidee, die er vor bzw. neben Italien auch in Russland sowie im Judentum und im Islam zu erkennen glaubt. Und selbst in Bezug auf Italien bleibt die nationale Einheit nicht Rilkes letztes Wort: Im Brief an Gallarati-Scotti vom 14. Februar 1926 wird der italienische Nationalismus nur als ein Übergangsstadium gutgeheißen – das langfristige (und von Kunisch wiederum verschwiegene)⁷² Ziel müsse es sein, zu einer »europäischen Einmütigkeit« (B, S. 419) zu gelangen. Keine Frage: Rilkes politische Einheitsfantasien sind – in Bezug auf Italien wie auf Russland, das Judentum oder den Islam – kulturdiagnostisch kurz-sichtig und in politischer Hinsicht bedenklich bis gefährlich. Aber einer faschistischen Grundüberzeugung entstammen auch sie nicht.

*

Ange-sichts der über 300 Seiten von Kunischs Buch und der für die Rilke-Blätter nicht ganz unbeträchtlichen Länge dieses Artikels sei zum Schluss noch einmal an den Umfang von Rilkes Beschäftigung mit Mussolini und dem italienischen Faschismus erinnert. Nach allem, was man bis heute weiß, hat Rilke den Namen Mussolinis in seinen weit über 15.000 Briefen ein *einziges* Mal erwähnt. Mit dem Faschismus hat er sich ausschließlich in drei Briefen an Aurelia Gallarati-Scotti beschäftigt (auch in den seit kurzem erschlossenen Augenzeugenberichten finden sich keine weiteren

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Darauf weist bereits Gunnar Decker hin, vgl. Decker: Rilke, S. 513.

⁷² Kunisch zitiert die für seinen Kontext bedeutsame Briefstelle nur beiläufig und falsch, wenn er schreibt, Rilke »prophezeit sogar [...] ›eine noch nicht voraussehbare Einigung Europas« (S. 121). Es handelt sich nicht um eine ›Prophezeiung‹, sondern um einen Wunsch: »Damit wir eines Tages (ich glaube ihn noch fern) zu einer unvorhersehbaren europäischen europäisch Einmütigkeit gelangen, wird es nötig sein, daß die verschiedenen Länder auf unterschiedlichen Wegen fortschreiten« (B, S. 419). Auch hier zeigt sich noch einmal, dass Rilke keineswegs »keine Alternative zu einem Faschismus italienischer Prägung mehr erblicken« (S. 172) konnte – ausdrücklich redet er ›unterschiedlichen Wegen‹ das Wort. Der Gedanke, dass jede Nation zunächst eine eigene Identität ausbilden müsse, um später in einem größeren Zusammenhang aufgehen zu können, findet sich schon früh bei Rilke, ist also nicht auf eine Prägung durch den italienischen Faschismus zurückzuführen; siehe dazu etwa die 1907 verfasste Antwort auf die Rundfrage *Die Lösung der Judenfrage* (vgl. SW 6, S. 1003–1005, insb. S. 1003).

Belegstellen, weder zum italienischen noch zum deutschen Faschismus). Rilke hatte schlicht kein Bedürfnis, sich über den Faschismus zu äußern – wo er es doch tat, geschah es auf Anregung einer Antifaschistin, der er sich persönlich verbunden fühlte.

Zusammengenommen lässt das nur einen Schluss zu: Für Rilkes Weltanschauung und Werk spielte der Faschismus keine Rolle. Rilke hegte keine faschistischen Passionen – wie er auch sonst keiner politischen Ideologie anhing. Zur Kenntnis zu nehmen bleibt, was man schon vor Kunischs Buch wusste: dass sich Rilke in drei Briefen positiv über Elemente des italienischen Faschismus äußerte, während er an anderen (und jeweils: deutlich mehr) Stellen zustimmend über sozialistische und demokratische Gesellschaften und Politiker schrieb. Eine konsistente politische Weltanschauung ergibt sich aus alldem nicht. Wer im 21. Jahrhundert politische Orientierung sucht, sollte sich besser anderswo umschaun.⁷³

73 Für Gespräche und Anregungen danken wir Hans Graubner, Kevin Kempke, Moira Paleari, Wolfram Pyta, Thomas Schmidt, Thedel v. Wallmoden sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung »Rilkes Kosmopolitismus« in der Villa Vigoni im Juni 2026.